

EINANDER BEGEGNEN IN KULTUR UND RELIGION

IMPULSE AUS DER ARBEITSGEMEINSCHAFT CHRISTLICHER KIRCHEN IN
BAYERN

Vorwort

- 1 Worüber wir uns verständigt haben
- 2 Wie wir uns in Begegnungen erfahren
 - 2.1 Praktische Begegnungen, Möglichkeiten und Hindernisse
 - 2.2 Gemeinsames Tun ist besser als vieles Reden - Erfahrungen aus der Sozialarbeit mit Ausländern
 - 2.3 Erfahrungen eines Muslimen in christlicher Umgebung
 - 2.4 Das Verhältnis der Christen zu den Angehörigen des Islam in der Türkei
 - 2.5 Gemeinsames Feiern
 - 2.6 Gemeinsam beten?
 - 2.7 Das multireligiöse Gebet
- 3 Worüber wir nachdenken
 - 3.1 Zusammenleben von Menschen verschiedener Religionen in unserem Land
 - 3.2 Zugänge zum interreligiösen Dialog
 - a) aus römisch-katholischer Sicht
 - b) aus evangelisch-lutherischer Sicht
 - c) aus freikirchlicher Sicht
 - d) aus orthodoxer Sicht
- 4 Wie wir voneinander lernen können
- 5 Weiterführende Literatur

VORWORT

Daß Fremdenfeindlichkeit mit christlichem Glauben unvereinbar ist, muß zwar immer wieder in Erinnerung gerufen werden, bedarf aber keiner neuen Begründung. Daß es sich bei einem Großteil der "Fremden" in unserem Land um Menschen handelt, deren Leben zwar nicht vom christlichen Glauben, wohl aber von einer im Sinne ihrer Religion gläubigen Grundhaltung und daraus erwachsenden ethischen Verantwortung geprägt ist, ist uns meist weniger bewußt. Hier gilt es jedoch heute, neue Verbündete zu gewinnen in einer säkularisierten Welt, in der mehr und mehr nur ökonomische Interessen dominieren und es immer schwieriger wird, Grundlagen einer für alle verbindlichen Ethik auszumachen. Schon darum wird der interreligiöse Dialog immer dringlicher, ja lebensnotwendig - ein Dialog nicht nur auf hochoffizieller Ebene, sondern auch von Mensch zu Mensch, unter Nachbarn.

Hierfür Anregungen zu geben, ist das Ziel dieser kleinen Schrift. Sie wurde von einem Sachausschuß der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern erstellt. Der Situation in unserem Land entsprechend hatte der Sachausschuß vor allem die Muslime im Auge. Für den Umgang mit ihnen gibt es seitens sowohl der Katholischen Kirche wie auch der Evangelischen Kirche in Deutschland bereits hilfreiche pastorale Handreichungen. Unsere Schrift hat vor allem eine ökumenische Ausrichtung: Sie legt besonderen Wert auf eine interkonfessionelle Verständigung - eine Verständigung also unter den verschiedenen christlichen Kirchen - über die Möglichkeiten und

Grenzen eines verantwortlichen interreligiösen Dialogs, d.h. eines Dialogs gläubiger Christinnen und Christen mit Gläubigen anderer, nicht-christlicher Religionen. (Der christlich-jüdische Dialog nimmt so sehr eine Sonderstellung ein, daß auf ihn in dieser Schrift nicht eingegangen werden kann.) Der orthodoxe Metropolit Georges Khodr vom Libanon sagte auf der 5. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1993 in Santiago de Compostela: "Wenn die Christen an der Wahrheit Christi festhalten, so daß sie nicht die Wahrheiten überdecken, die hier und da auch in anderen Religionen enthalten sind ... Ziel des interreligiösen Dialogs ist es daher in erster Linie, die in unterschiedlichen Worten und Symbolen verborgene göttliche Wahrheit zu entdecken."

Niederaltaich, im April 1994

Gerhard Voss

Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern von 1987 bis 1996

1 WORÜBER WIR UNS VERSTÄNDIGT HABEN

Unser Ausgangspunkt

Deutschland - und mehr noch Bayern - ist im Herzen Europas gelegen. Nach dem Wegfall trennender Mauern und im Zeichen fallender Grenzen zwischen Ost und West ist es zum Treffpunkt geworden: verschiedene Kulturen und religiöse Traditionen treffen, ja prallen aufeinander. Das friedliche Miteinander zwischen den Kulturen und damit auch das Zusammenleben verschiedener Religionen - darin liegt heute wohl der Testfall für das Gelingen einer modernen Zivilisation.

Die eine Welt rückt immer enger zusammen. Die großen "Überlebensfragen" der Menschheit - Erhaltung des Friedens, Herstellung sozialer Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung - können nur durch internationale Zusammenarbeit gelöst werden. Diese Zusammenarbeit kann nicht enden bei politischen Bemühungen, sie muß die Religionen miteinbeziehen, damit ein gemeinsames Weltethos entstehen kann. Es geht um einen "universalethischen Katechismus" für das 21. Jahrhundert, um die großen Menschheitsfragen gemeinsam anzupacken.

Begegnung und Dialog zwischen verschiedenen Kulturen und Religionen stehen auf der Tagesordnung der Welt - und damit auch auf der Tagesordnung unserer Arbeitsgemeinschaft. Können wir als Christen aus verschiedenen Konfessionsfamilien zu einer gemeinsamen Meinung, zu einem Konsens in dieser Frage kommen? Ist ein interreligiöser Dialog möglich? Oder mehr noch: kann gegenseitig

ges Vertrauen wachsen, das nötig ist, um sich einander zu respektieren und zu achten? Können wir vielleicht sogar voneinander lernen?

Die in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern zusammenarbeitenden Kirchen und Religionsgemeinschaften haben einen Sachausschuß eingesetzt, um sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Kann es gelingen, zu einer gemeinsamen "Marschrouten", zu einem "Knigge" für den Umgang mit anderen Religionen zu kommen? Das wäre sicher eine Hilfe für viele Gemeinden, für ökumenische Gesprächsgruppen, für Friedenskreise usw. - für alle, denen die Begegnung und das friedliche Miteinander unter Religionen und Kulturen ein christliches Grundanliegen ist.

Wir sind zu einem Konsens gekommen: die römisch-katholische Kirche, die orthodoxe Konfessionsfamilie und die Kirchen und Religionsgemeinschaften, die ihren Ursprung im Protestantismus haben. Dieser Grundkonsens - unbeschadet einiger charakteristischer Akzentsetzungen - wird hier dargestellt: als Ermutigung zur vorurteilsfreien Begegnung der von Gott geliebten Menschen in dieser einen Welt.

Darin stimmen wir überein

Wenn man sich bewußt einläßt auf die Begegnung von Kulturen oder gar einen Dialog zwischen Religionen, dann ist es gut, einige Kernfragen vorab zu klären. Das hilft, den eigenen Standpunkt zu reflektieren und nicht mit falschen Erwartungen an den Partner heranzutreten.

Wie verhalten sich Mission und Dialog zueinander?

Christlicher Glaube ohne die Komponente der Mission ist kein christlicher Glaube mehr.

Im Alten Testament beruft Gott Abraham, damit durch ihn und Sarah und ihre Nachkommen alle Völker der Erde gesegnet werden sollen. Damit bekräftigt Gott, daß Rettung und Zeugendienst untrennbar zusammengehören.

Im Neuen Testament verkörpert Jesus in einzigartiger Weise Gottes Mission. In seiner grenzenlosen Selbsthingabe bietet Gott in Jesus Christus allen Menschen die Erlösung an und lädt sie ein, Jüngerinnen und Jünger und Botschafterinnen und Botschafter der Versöhnung zu sein.

Der Sendungsauftrag Mt 28,19 entspricht einer grundsätzlichen Erkenntnis: Wenn es beim Glauben um das Ganze und Letzte geht, um Heil und Unheil, dann kann, wer glaubt, mit der Botschaft des Glaubens nicht bei sich selbst bleiben. Mission ist die logische Folge lebendigen Glaubens in all seiner Erkenntnis und Erfahrung. In gewisser Weise gehört diese nicht nur zum Christentum, sondern zu jedem ernsthaften Glauben.

Mission

Mission im christlichen Sinne ist zu verstehen als Teilhabe an Gottes Sendung in die Welt - mit dem Auftrag, anderen in Wort und Tat das Zeugnis der versöhnenden Liebe Christi zu geben.

Recht verstanden schließen Mission und Dialog einander nicht aus, sondern bedingen einander sogar. Dies gilt allerdings nur für eine Mission, die frei ist von der Haltung der Bevormundung, des Überlegenheitsbewußtseins und des Paternalismus.

Die heutige Welt fordert uns heraus, in neuer Weise nachzudenken über unser Leben in der größeren Gemeinschaft der Weltreligionen und anderer zeitgenössischer Weltanschauungen. Seit Anbeginn der Welt ist Gott in den Völkern gegenwärtig. Unser Glaube verlangt, daß wir unsere Verpflichtung ernsthaft wahrnehmen. Unser Glaube verlangt auch, daß wir die Ernsthaftigkeit anderer respektieren.

Dialog

Dialog bedeutet, mit anderen in geistigen und geistlichen Austausch einzutreten. Christen bringen sich hier ein aus den Wurzeln ihrer Identität heraus; sie lernen gleichzeitig, die anderen mit ihren Erfahrungen und Werten sensibel wahrzunehmen, sich von ihnen befragen zu lassen und von ihnen zu lernen. Wo religiöse Überlieferungen aufeinandertreffen, sind wir aufgerufen, einfühlsam auf Menschen anderen Glaubens zu hören, während wir ihnen Christus im Geist nahebringen.

Ausschließlichkeitsanspruch und Toleranz

Das Christentum hat nicht nur eine Geschichte großartiger kultureller Leistungen, es hat auch eine Geschichte des

Versagens und der Schuld vor Gott und den Menschen. Die Kirchen in ihrer Realgestalt sind darin eingeschlossen.

Christen bekennen nicht einen Ausschließlichkeitsanspruch des Christentums, sondern sie bekennen sich mit Petrus zu Jesus Christus: "Und in keinem andern ist das Heil zu finden. Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen" (Apg 4,12). Die exklusive Formulierung ist Aussage einer Erfahrung, die sich nicht gegen andere richtet, sondern alle HörerInnen einladen will. Sie ist kein Absolutheitsanspruch, sondern eine Gewißheitszusage, der man sich aussetzen muß, will man sie verstehen.

Die Anerkennung von Wahrheit in der Religiosität Andersglaubender (in der Apostelgeschichte mehrfach erwähnt, vgl. 10,17.22ff) setzt die Verkündigung Jesu nicht außer Kraft, sondern schafft Anknüpfung für den Dialog.

Unrühmliche Beispiele von Intoleranz und Machtmißbrauch in der Geschichte der christlichen Kirchen bis auf den heutigen Tag widersprechen nicht erst einem modernen Verständnis von Toleranz, sondern immer schon dem Geist Jesu Christi.

Toleranz im christlichen Sinne heißt, daß ich dafür einstehe, daß ein Mensch seine Überzeugung sagen und leben darf ohne Angst und Einschränkung - daß er mir dies aber genauso zugesteht.

Ebenen der Begegnung

Mehrere Ebenen der Begegnung lassen sich unterscheiden, die sich allerdings gegenseitig ergänzen, ja oftmals sogar bedingen.

Persönliche Begegnung

Im Vordergrund steht hier zunächst das menschliche, gut-nachbarschaftliche Zusammenleben; das Sichkennenlernen in wesentlichen Anliegen und Nöten des Alltags.

Bei Begegnungen auf Gemeindeebene kann es zu einem Dialog der religiösen Erfahrung kommen. Menschen, die in ihrer Tradition verwurzelt sind, können einander den spirituellen Reichtum ihrer jeweiligen Glaubenspraxis mitteilen.

Begegnungen auf dieser Ebene werden am ehesten der häufig anzutreffenden "Ungleichzeitigkeit des Bewußtseins" gerecht. Diese Ungleichzeitigkeit des Bewußtseins wird besonders deutlich, wenn etwa religiöse Gruppen unterschiedlicher Herkunft und Tradition auf das oft noch ungewohnte Phänomen der Moderne treffen. Weltanschaulicher Pluralismus wie auch religiöse Toleranz lösen hier oft Gefühle der Unsicherheit, ja Angst aus, die sensibel bewältigt werden wollen.

Koexistenz und gemeinsames Handeln

Nach wie vor muß noch viel gearbeitet werden an den Grundbedingungen für eine sinnvolle Koexistenz, bei der die elementaren Menschenrechte für alle zu gewährleisten

sind. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die KSZE-Schlußakte (Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) von Wien/Januar 1989. Dort ist in den Artikeln 16,2.6.8 Grundlegendes gesagt zu den Rechten religiöser Minderheiten hinsichtlich einer Atmosphäre der Toleranz, des Rechtes auf Religionsunterricht, der Ausbildung eigener Fachkräfte für Gottesdienst und Seelsorge sowie andere Angelegenheiten, die notwendig sind, um ein gleichberechtigtes Miteinander zu sichern.

Besondere Bedeutung gewinnt hier die bereits im Jahre 1976 verabschiedete Erklärung von Muslimen und Christen in Chambesy/Schweiz. Danach müssen "Muslime wie Christen das uneingeschränkte Recht haben, zu überzeugen und überzeugt zu werden und ihres Glaubens zu leben sowie ihr religiöses Leben so zu ordnen, daß es mit ihren jeweiligen religiösen Pflichten und Prinzipien übereinstimmt".

Solch eine sinnvolle Koexistenz in gegenseitigem Respekt und in praktizierter Toleranz bildet die Grundlage für einen Dialog des Handelns. Dann können Christen und Nichtchristen zusammenwirken für die Entwicklung und Befreiung des Menschen und die großen Überlebensfragen der Menschheit gemeinsam anpacken.

Der theologische Dialog der Fachleute

In einem solchen Dialog sind folgende Fragen besonders wichtig:

Was ist am jeweiligen Glauben zentral, was peripher? Was verbindet uns? Was unterscheidet uns? Was trennt? Wo und wie können wir uns in Gemeinsamkeiten und Unterschieden besser verstehen?

Der Arbeit an authentischen Texten der Religionen kommt dabei zentrale Bedeutung zu - Theorie und Praxis müssen sich daran auch gegenseitig messen lassen.

Christliche Maßstäbe bei Begegnungen

In der Begegnung mit Menschen anderen Glaubens bleibt für Christen der unverrückbare Maßstab der Weg der Liebe Gottes zu den Menschen, wie er seinen Ausdruck in Jesus Christus findet.

Christen haben das Heil in Christus als Angebot, nicht aber als Besitz einer Kirche oder Konfession. Inhaltlich ist das Heil in Christus zu füllen vom Weg Jesu her; im Dialog bleibt es kritischer Maßstab auch des eigenen religiösen Kultes und Verhaltens. Dieser Maßstab ist in der Begegnung mit Menschen anderer Religionen zu leben und zu bezeugen als gute Botschaft. Eine Entgrenzung der eigenen Heils-erfahrung kann dabei ebenso geschehen, wie neue Dimensionen des Evangeliums ans Licht dringen können.

Christliche Wahrheit erweist sich in der Nachfolge Jesu. Diese führt zur Überwindung von Selbstruhm, mit dem man sich oder die eigenen Wünsche und Ansprüche zum Gott macht. Sie entlarvt Mächte, Gewalten und ideologische Herrschaftsansprüche als Götzen und überwindet die

Angst vor diesen. Sie richtet Zeichen der Herrschaft Gottes auf durch die Teilnahme am Leiden in der Welt, durch Dasein für andere und durch die Wahrnehmung der Verantwortung für die Schöpfung.

Formen der Begegnung bis hin zu "Gebetsstunden der Religionen" ("multireligiöses" Beten) sind dann zu tolerieren, wenn in diesen der eigene Glaube nicht verleugnet, sondern glaubwürdig bezeugt und keine falsche Religionsgemeinschaft vorgetäuscht wird.

Umgekehrt sind Formen eines missionarischen Glaubenszeugnisses zu akzeptieren, wenn dabei die Achtung vor dem, was die andere Religion wirklich ausmacht und was dem anderen lieb und wertvoll ist, gewahrt bleibt.

2 WIE WIR UNS IN BEGEGNUNGEN ERFAHREN

Einleitung

In diesem Teil werden Erfahrungen wiedergegeben, die man bei Begegnungen mit Angehörigen anderer Kulturkreise und Religionen machen kann. Es wird hingewiesen auf Möglichkeiten und Hindernisse solcher Begegnungen. Erfahrungen in der Asylarbeit mit Ausländern kommen zum Tragen. Erlebnisse eines Muslimen aus Afrika in Deutschland laden ein zum Nachdenken. Die Wirklichkeit der christlichen Minderheitensituation in der Türkei mag Betroffenheit auslösen. Aus seiner interkulturellen Begegnungsarbeit berichtet der Studienleiter einer Evangelischen Akademie.

Diese Schilderungen laden ein zum Vergleich mit Erfahrungen aus Begegnungen, die man selbst gemacht und erlebt hat. Sie wollen Mut machen bei aller Widersprüchlichkeit und bei allen Schwierigkeiten zur verständnisvollen Begegnung mit Menschen aus anderen Ländern und verschiedenen Kulturkreisen, die als unsere "Nächsten" in der Mitte von uns "Einheimischen" leben.

2.1 Praktische Begegnungen, Möglichkeiten und Hindernisse

Muslime bei uns

Vor jedem gut gemeinten Annäherungsversuch an unsere Mitbürger, die der islamischen Religion angehören, sollten wir uns bewußt machen, daß deren bunte Vielfalt und

Vielschichtigkeit nicht nur auf die Verschiedenheit ihrer Herkunftsländer, sondern auch darauf zurückzuführen ist, daß sie hier ganz unterschiedliche Erfahrungen gemacht haben. Eine junge Türkin, die in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, hat eine andere Lebensperspektive und auch ein anderes Verhältnis zu ihrer Religion als noch ihre Großeltern, die vielleicht in den 60er Jahren zu den ersten Gastarbeitern gehört haben und jetzt überlegen, ob sie ihre Rente hier verzehren oder zurück in die alte Heimat gehen sollen.

Zur Zeit können wir davon ausgehen, daß die meisten Muslime, die heute in Deutschland leben, aus der Türkei stammen. Trotzdem kann aber von einer einheitlich strukturierten Gruppe von Menschen keine Rede sein. Sie gehören zu einer der 36 durch die türkische Regierung assimilierten Volksgruppen mit jeweils verschiedenen Traditionen. Vieles, was an ihrem Verhalten hier auffällt, hat wenig mit der islamischen Religion, aber viel mit ihrem heimatlichen Brauchtum zu tun.

Was uns besonders auffällt

Wenn Männer zum Beispiel ihre Frauen hinter sich herlaufen lassen, so demonstrieren sie damit nicht Verachtung oder erzwungene Unterordnung der Frau; vielmehr entstand im Orient diese Sitte dadurch, daß die Frau bei Gefahr hinter dem Mann sicherer war als neben ihm. Eine Parallele bei uns wäre vielleicht die Gewohnheit, der Frau die rechte Seite zu reservieren; geht man auf der rechten Straßenseite, ist diese die geschütztere; auch bei uns

denkt keiner mehr an diesen möglichen Ursprung dieser Sitte. Die jüngeren Leute kennen sie meist gar nicht mehr.

Wenn Väter ihre Töchter und sogar die Brüder ihre Schwestern eifersüchtig bewachen und zum Beispiel nicht mit den deutschen Freundinnen abends allein ausgehen lassen, so ist dies nicht Ausdruck "typisch islamischer" Frauenunterdrückung, sondern hängt mit dem traditionellen Ehrenkodex zusammen: Die Heiratschancen einer jungen Frau in der Türkei sinken beträchtlich, wenn sie einmal eine enge Beziehung zu einem Mann gehabt hat - oder auch nur in dem Verdacht steht. Dies gilt in vielen Familien heute noch, auch wenn sie ihre Töchter "frei" erziehen und ihnen freie Partnerwahl zugestehen.

Eine Türkin, die seit 20 Jahren in Deutschland lebt

Für die knapp 40jährige Mercan A., die etwa 20 Jahre ihres Lebens in Deutschland verbracht und ihre vier Töchter hier großgezogen hat, ist die Freiheit der eigenen Partnerwahl nicht selbstverständlich - sie selbst hat sich noch den Anordnungen ihres Vaters fügen müssen.

Als 15jährige hatte sie ihren ältesten Bruder nach Stuttgart begleiten dürfen, um dessen junger Frau das Einleben in der Fremde zu erleichtern. Als nach einigen Monaten ihr Vater auf ihre Rückkehr nach Ankara drang, angeblich weil er Sehnsucht nach seiner einzigen Tochter verspürte, habe sie nicht damit gerechnet, daß er inzwischen ihre Verheiratung mit einem zwanzig Jahre älteren Mann beschlossen hatte. Sie habe sich verzweifelt dagegen gewehrt und die ganze Hochzeitsnacht das Brautkleid vor

dem fremden Mann nicht ausgezogen. Als früh um 5 Uhr die Schwiegereltern vor der Brautkammer standen und fragten, ob ihre Jungfräulichkeit erwiesen sei, da habe ihr Mann sie nicht verraten - und so konnte er sie allmählich gewinnen. "Ich bin dann doch noch glücklich geworden", sagt sie tapfer und erzählt von ihren hübschen Töchtern, die immer gute Noten von der Schule brachten und die jetzt hier einen Beruf lernen und einmal auf eigenen Füßen stehen wollen. "Wir werden sie auf keinen Fall zur Ehe zwingen", sagt Mercan, aber sie ist froh, daß bis jetzt noch keine einen festen Freund hat - und daß sie ihr "alles erzählen". Sie würde auch einen deutschen Schwiegersohn akzeptieren - "am wichtigsten ist die Menschlichkeit", so betont sie immer wieder.

Rückkehr in die Türkei?

Ein echtes Problem sieht sie auf sich zukommen, wenn ihr Mann wirklich darauf bestehen sollte, mit dem Eintritt ins Rentenalter nach Ankara zurückzukehren. "Ich bleibe auf alle Fälle hier - was soll ich dort, wenn meine Kinder in Deutschland leben?" Die fahren zwar gern im Urlaub in die Türkei, sprechen auch alle ebenso gut türkisch wie deutsch, doch sie sind hier zu Hause, fühlen sich als Deutsche - und verstehen nur nicht, warum sie nicht wählen dürfen, wenn sie 18 Jahre alt sind.

Der Platz zwischen allen Stühlen

Die Orientierung zwischen zwei Kulturen wird in der zweiten oder dritten Generation nicht unbedingt einfacher. Beim Diakonischen Werk in Augsburg gibt es eine Thera-

piegruppe für Frauen, die an diesem Konflikt psychisch krank geworden sind. Viele verstehen sich zwar völlig selbstverständlich als Muslime, geben aber bei genauerem Nachfragen an, daß sie zu den hier etablierten islamischen Kulturzentren oder Moscheen keinen Kontakt haben. "Ich kann zu Hause beten, und die Kinder unterrichte ich selber", sagt Mercan. Dies ist ein Verhalten, das dem Wesen des Islam eigentlich widerspricht, da Öffentlichkeit und Gemeinschaftspflege zu den tragenden Elementen dieser Religion gehören. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch unter der islamischen Bevölkerung die religiöse Bindung - ähnlich wie bei den christlich getauften jungen Leuten - geringer wird.

Wenn türkische junge Männer den Versuch unternehmen, mit deutschen Mädchen bekannt zu werden, kann es vorkommen, daß die deutschen Burschen sauer reagieren: "Ihre Mädchen verstecken sie, aber unsere machen sie an!" (So im Norden Münchens aufgeschnappt). Für viele, die sich vielleicht selbst benachteiligt fühlen, ein ausreichender Grund für ausländerfeindliches Verhalten.

Häufig hört man von Deutschen auch den Vorwurf: "An die Türken ist nicht ranzukommen, die wollen sich ja gar nicht integrieren!" Dahinter steckt nicht selten die Unmöglichkeit, über die eigenen sozialen Nöte hinaus Verständnis für andere aufzubringen.

Das religiöse Gespräch

Aber diejenigen unter den Deutschen, die etwa in einem Arbeitskreis ihrer Kirchengemeinde mit Muslimen Kon-

takt aufnehmen wollen, gehören meist der gebildeten Mittelschicht an und stellen enttäuscht fest, daß man sich mit ortsansässigen Türken gar nicht über religiöse Fragen unterhalten kann.

Bei einem Gesprächsabend über Islam, zu dem öffentlich mit Plakaten in die evangelische Gemeinde in Bobingen, südlich von Augsburg, eingeladen worden war, tauchten etwa sechs oder acht Türkinnen auf und verfolgten interessiert den Vortrag. Eine der jungen Frauen meldete sich in leicht schwäbisch klingendem, flüssigem Deutsch zu Wort und erzählte begeistert, sie besitze seit kurzem (!) eine türkische Übersetzung des Koran und lese jetzt öfters darin. Er gefalle ihr gut und sie habe durch den Vortrag auch wieder eine Menge gelernt!! Ihrer Mutter, die freundlich lächelnd neben ihr saß, werde sie dann zu Hause alles erzählen, leider verstehe diese nicht genügend Deutsch (Für konservative Moslems wird der Koran nur in arabischer Sprache, der Sprache Mohammeds, akzeptiert. Deshalb können Türken ohne arabische Sprachkenntnisse - und das ist die große Mehrheit - Korantexte nicht unmittelbar verstehen).

Die schulische und die berufliche Ausbildung

Waren die ersten "Gastarbeiter", die seit Anfang der 60er Jahre aus dem weiten Gebiet von Anatolien und aus den Slumsiedlungen um Istanbul angeworben wurden, überwiegend Analphabeten und ungelernete Arbeitskräfte, so gibt es heute, in der zweiten und dritten Generation, "waschechte Millionäre" und Männer sowie Frauen mit richtigen Bilderbuchkarrieren als Selbständige, Funktionä-

re, Manager, Lehrer, Journalisten; mehr als 22.000 junge Leute haben Abitur, über 12.000 studieren zur Zeit. Andererseits stehen unverhältnismäßig viele türkische Jugendliche ohne Schulabschluß und ohne Lehrstelle da, fast jedes fünfte türkische Kind hat mangels ausreichender Förderung die Sonderschule besucht.

Oft ist den Eltern wohl auch gar nicht bewußt, wie wichtig in unserer Zivilisation ein guter Schulabschluß und eine berufliche Qualifikation sind. Ein Berufsschullehrer hat mir kürzlich erzählt, daß einer seiner türkischen Schüler während der mehrere Tage dauernden Facharbeiterprüfung einen Tag Urlaub haben wollte. Obwohl man ihm erklärt hatte, daß der Zeitpunkt ungünstig sei, weil an dem Tag vor der Computer-Prüfung alles noch einmal wiederholt werde, blieb er einen Tag weg und erschien in schlechter Form zu der Prüfung. Statt der wohlverdienten Note Zwei reichte es deshalb nur zu einer Drei. Erst nach eindringlich-freundlicher Nachfrage seitens des Lehrers rückte der junge Mann mit einer Erklärung heraus: Sein Vater habe ohne jede Einsicht in die Bedeutung der Abschlußprüfung auf diesen Tag seinen Hochzeitstermin festgelegt, "weil es nun einmal Zeit ist, daß du heiratest"! Und da er es nicht auf ein Zerwürfnis ankommen lassen wollte, mußte er sich dem väterlichen Willen beugen!

Tradition und Beruf

Aber auch die jungen Leute selber finden, selbst wenn sie ganz zielbewußt ihre berufliche Entwicklung planen, in ihren heimischen Traditionen oft Orientierungs- und Identifikationshaltungen, der sie freiwillig Opfer bringen wollen.

Eine junge Frau mit gutem Schulabschluß hatte alle Aussicht, eine Lehrstelle in einer Apotheke zu bekommen: ihr Traumberuf. Da sie aber nicht bereit war, ihr Kopftuch bei der Arbeit abzulegen, bekam sie die Stelle nicht, denn der Lehrherr meinte, dies seinen Kunden nicht zumuten zu können ...

Mercan A. mißbilligt das Verhalten ihrer Landsmännin. Ihrer Meinung nach ist das Kopftuch eine Demonstration gegen die (säkulare) türkische Regierung : "Sollen sie doch froh sein, daß das Leben freier geworden ist!" Müssen nun aber auch wir Deutschen am Kopftuch Anstoß nehmen?

"Chaoten" und Etablierte unter den Türken

Die angebliche Integrationsunfähigkeit wird leider durch solche Jugendliche in den Großstädten bestätigt, die jetzt zu dem Schluß gekommen sind, selbst angreifen ist besser, als von den Skinheads verprügelt zu werden. "Soll ich vielleicht auch nur immer in die Moschee rennen und daheim herumjammern wie mein Vater?", fragte einer bei der Festnahme.

Die Rebellion dieser Desperados richtet sich aber nicht nur gegen die deutschen "Unter-drücker", sondern inzwischen auch gegen die neue türkische Mittel- und Oberschicht. Viele junge türkische Juristen, Sozialpädagogen, Mediziner und Naturwissenschaftler sind hier nicht nur gut integriert, sie haben auch in wachsender Zahl die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt und erhalten, heiraten deutsche Partner, ohne dies als "Verrat" an der eige-

nen Herkunft zu empfinden. Rund 35.000 Selbständige bieten an die 170.000 Arbeitsplätze, auch für Deutsche! Trotzdem ist das Negativbild "Türke" in 30 Jahren das gleiche geblieben.

2.2 Gemeinsames Tun ist besser

Erfahrungen aus der Sozialarbeit mit Ausländern

Ein gutes Zusammenleben mit Muslimen zu fördern, zum Abbau von Vorurteilen auf beiden Seiten beizutragen, Fremden und Andersgläubigen "in Not helfend nahe zu sein": Das hat sich die "Ökumenische Kontaktstelle für Nichtchristen" in München, kurz ÖKNI, zur Aufgabe gemacht. Als praktische Konsequenz aus dem II. Vatikanum wurde die Stelle im Jahr 1979 von der Erzdiözese München und Freising gegründet und dem Referat Ausländerseelsorge zugeordnet.

Die Arbeit gliedert sich in zwei überlappende und einander ergänzende Bereiche: ein theologisch-seelsorgerliches und ein sozial-praktisches Arbeitsfeld. Entsprechend sind zwei Theologen, eine Sozialpädagogin, eine Sekretärin und - einmalig in katholischer Trägerschaft - eine türkische Sozialberaterin angestellt. Sie legen Wert auf gute Zusammenarbeit mit städtischen und staatlichen Behörden, wie Ausländer-, Jugend- oder Wohnungsamt, und treten bei Streitfällen oder anderen Schwierigkeiten als Vermittler auf.

"Das Härteste für uns sind die Fälle, bei denen wir nicht helfen können", sagt Pater Josef Moser, der neben seel-

sorglicher Einzelberatung vor allem durch gezielte Bildungsarbeit in Schulen, Gemeinden und Verbänden ein besseres Klima für nichtchristliche Mitbürgerinnen und Mitbürger zu schaffen sucht und Anregungen für einen respektvollen Umgang mit Muslimen vermittelt. Wichtig sei es ihm, die ratsuchenden Menschen mit ihren Ängsten und Problemen persönlich ernst zu nehmen, sagt er. Dabei wird nicht nach Herkunft oder Religionszugehörigkeit gefragt - einem Palästinenser auf Wohnungssuche wird nach 20 Absagen ebenso zu helfen versucht wie einem jungen Libanesen, der zuerst in Holland und dann in Köln zusammengeschlagen worden ist, dabei den Paß verloren hat und zweimal operiert werden mußte, oder einer christlichen Familie, die aus der Türkei geflohen ist.

Grund für viele Ängste bei ausländischen Mitbürgern sei derzeit die Diskussion um unsere Ausländer- und Asylgesetzgebung. Überhaupt ist eine psychologische Wirkung der jeweiligen politischen Weltlage im ÖKNI anscheinend deutlich zu spüren. So habe man die Rückkehr des Ajatollah Chomeini in den Iran als einen deutlichen Einschnitt registriert, andererseits wirke sich die Öffnung des Islam für die westliche Lebensweise stark auf die Arbeit im ÖKNI aus.

Die mit einem Deutschen verheiratete türkische Beraterin Ayse Schneider sieht eine wichtige Aufgabe darin, sprachliche Mißverständnisse zu klären, bei Behördengängen zu helfen und christlich-islamischen Paaren in ihrem Alltag beratend beizustehen. Schwierigkeiten, aber auch Chancen ihres Zusammenlebens werden hier besonders deutlich erlebt.

Mit ihrer deutschen Kollegin Angelika Zimmermann kümmert sie sich um junge türkische Frauen und Mädchen, die in unserer westlichen Industriegesellschaft oft besondere Schwierigkeiten und auch Auseinandersetzungen mit der eigenen Familie durchstehen müssen. Sie wollen mit Hausaufgabenhilfe für Schülerinnen, mit Freizeitgruppen und Nähkursen für die Erwachsenen dazu beitragen, daß das Bildungsgefälle abgebaut und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten geweckt wird. Damit ergeben sich bessere Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten für die Frauen. Oft lassen sich über die Kinder auch Kontakte zu den Familien anknüpfen, so daß über Schulschwierigkeiten oder Erziehungsfragen geredet werden kann. Wenn es gelingt, im Elternbeirat einer Schule Interesse für ein islamisches Fest zu wecken oder gar miteinander zu feiern, dann ist das für die Leute von der ÖKNI ein echter Feiertag!

"Besser als vieles Reden ist gemeinsames Tun", das ist die Maxime der Beratungsstelle. Die verschiedenen Freizeitgruppen, ein Sportclub, ein Kurs für Selbstverteidigung lockt immer öfter auch Männer in ihre freundlichen Räume in der Landsbergerstraße. Dabei wird ganz bewußt die religiöse Identität der Christen und Muslime geachtet. In einem Klima gegenseitiger Achtung soll sich niemand davor fürchten müssen, von den jeweils Andersgläubigen vereinnahmt zu werden.

Pater Moser sieht es geradezu als eine Chance für Christen, sich auf intensive Gespräche mit Muslimen einzulassen, da die eigene Religion in ihrer Besonderheit erkannt und die Beziehung dazu neu erarbeitet werden kann. Al-

lerdings kritisiert er, daß nirgends auf dem deutschen Buchmarkt eine populäre, leicht lesbare Darstellung des Christentums, die auch einem Andersgläubigen zur Information empfohlen werden könnte, zu finden sei.

"Die Art der Probleme, mit denen wir hier konfrontiert sind, halte ich weder für typisch muslimisch noch für typisch deutsch, ebensowenig die allgemeine Neigung, sie zu verdrängen, anstatt sie zu bearbeiten", schmunzelt der Ordensbruder der Weißen Väter. Andererseits dürfen seiner Meinung nach die Probleme aber auch nicht hochgeputzt werden. Als Christen müßten wir versuchen, die jeweils schwächere Position zu erkennen und da helfend einzugreifen.

2.3 Erfahrungen eines Muslimen in christlicher Umgebung

"Ich habe seit langer Zeit vor, bei Gelegenheit über meine Erfahrungen als Muslim im Westen zu schreiben, über Erfahrungen mit guten und schlechten Seiten. Vielleicht könnten diese Zeilen - in sha allah - eine Ermunterung für mich darstellen, dieses Vorhaben in der nächsten Zeit zu realisieren.

Ein Bericht über eine bestimmte Erfahrung kann weder ein objektives Bild von dem Land, wo man lebte, noch von den Menschen, unter denen man gelebt hat, geben. Es kann mit den Erfahrungen anderer übereinstimmen, doch in manchen Punkten diesen widersprechen. Aus diesen Gründen bin ich in der Lage, es zu verstehen, wenn meine Meinung, die ich mir unter bestimmten Umständen gebil-

det habe, von anderen kritisiert oder sogar ganz abgelehnt wird, da diese bestimmt etwas anderes erlebt haben. Dies alles ist möglich.

Trotzdem bleibt diese Erfahrung ein Erlebnis, mit dem ich mich auseinandergesetzt habe, das auf mich gewirkt hat und mich mal erfreut und oft geschmerzt hat. Ich bin einer unter vielen, die das Schicksal in eine neue und fremde Welt - mit allem, was dieses Wort beinhaltet - gebracht hat. Eine fortschrittliche und entwickelte Welt. Eine Welt, in der das Materielle das einzige ist, was zählt und nach dem alle sich zu richten haben.

Die Idee, mein Studium im Ausland zu absolvieren, in einem Land wie Deutschland, war eigentlich nicht naheliegend, da die Stipendien aus Nordafrika damals fast ausschließlich für Frankreich bestimmt waren. Auf jeden Fall, als meine Reise in die Bundesrepublik zwischen den Befürwortern und den Gegnern in der Familie strittig war, hatten die Befürworter den Wert des deutschen Studiums und des technischen Fortschritts, die Gegner dagegen die negativen Seiten einer Kultur ohne religiöse Werte und ohne Moral ins Auge gefaßt. Entschieden wurde, diese Erfahrungen zu machen und diesen Widerspruch zwischen den Meinungsgruppen zu erleben. Schon während der Reise in die neue Welt, von der ich wenig oder gar nichts wußte, außer aus einigen Werbeprogrammen oder Kinofilmen, die nicht unbedingt ein reales Bild vorgeben, hat mich dieser Kampf begleitet. Da ich aus einer religiösen Familie stamme, begann die Auseinandersetzung vom ersten Tag an. Sachen, die in meiner Heimat meine Aufmerksamkeit nie beansprucht haben, nahmen einen großen

Raum in meinen Gedanken ein. Das Essen, das zu Hause eine Selbstverständlichkeit ohne Probleme ist, wurde zu einer alltäglichen Sorge, da islamisches Essen kaum zu bekommen ist, ohne daß man sich die Mühe macht, auszuwählen und auszusuchen. Dasselbe galt für das Gebet und das Fasten. Probleme also, für welche die fortgeschrittene westliche Kultur keine Lösung zu bieten vermag. Die Nichtanerkennung der islamischen Gemeinde in Deutschland macht ein islamisches Leben im wahrsten Sinne des Wortes unmöglich, da viele Gegebenheiten dies behindern.

Dies war der erste Zusammenstoß mit diesem Gesellschaftssystem, das nur eine von zwei Möglichkeiten offen ließ. Entweder schützt man sich vor dieser Gesellschaft und hütet seine Werte und Bräuche. Dies führt dazu, daß ein Muslim nur in zwingenden Fällen mit dieser Gesellschaft in Kontakt kommt und sich seinen eigenen Kreis bildet, der seinen Vorstellungen entspricht und seine Wünsche erfüllt und einen Ersatz für seine ursprüngliche, heimatliche Umgebung darstellt. Die andere Möglichkeit wäre ein totaler Verzicht auf die Vergangenheit und das Aufgeben der eigenen Kultur sowie die Übernahme der Werte der Gastgesellschaft ohne Wenn und Aber.

Ein Mittelweg war für mich nicht gegeben. Dieser war nur durch für mich nicht überzeugende Kompromisse erreichbar. So habe ich mich entschieden, den ersten Weg zu nehmen, und ich traf mich mit dieser Kultur nur in zwingenden Fällen. Aufgrund dieses Aspektes kann der Leser schon jetzt feststellen, welche Erlebnisse ich hatte und zu welchen Ergebnissen dies geführt hat.

Ich sage ganz kurz und in aller Klarheit, es war ein Skandal und ein Leiden während meines ganzen Studiums. Du hast nicht nur unter Dir selbst gelitten, sondern auch unter den anderen Fremden und Deutschen. Ich wurde zu einem Opfer dieser kühlen Gesellschaft, in der der Mensch meist seine Menschlichkeit verlassen hat. Trotz des materiellen und technischen Fortschritts, der spürbar an jeder Ecke zu erfahren ist, kann man aber die anderen negativen Seiten - Unzufriedenheit, das Leiden, das Gefühl, verloren zu sein, das Verbrechen, die Krankheiten, den moralischen Verfall - nicht vergessen.

Damit läßt sich ein glückliches und friedliches Leben kaum erzielen. Dies ist nicht erfunden, sondern ist eine Wahrheit, über die offiziell berichtet wird und die von einigen Organisationen erkannt und bearbeitet wird.

Zum Schluß möchte ich ein Beispiel der amtlichen Behandlung der Fremden anführen, da ich glaube, daß viele - egal welchen Weg sie für ihr Leben in Deutschland gewählt haben - dasselbe erlebt haben. Alle leiden unter dem Pflichtbesuch bei der Ausländerbehörde zur Beantragung der Aufenthaltserlaubnis. Obwohl man alle Unterlagen mitgenommen hat, steht man vor dem Gebäude und hofft, daß der Beamte eine gute Nacht hinter sich hatte und dem Antragsteller ein paar schlaflose Nächte erspart. Im Innern des Gebäudes sieht man die weinenden, schimpfenden Ausländer. Lieber Leser, glaube es mir, der Beamte hat es einmal abgelehnt, den Aufenthalt zu verlängern. Nach dem dritten Besuch hat er es doch gestattet. Ich bedankte mich, und er antwortete: "Ich wollte nicht, daß sie meinetwegen nicht schlafen können."

Da ich in diesem Monat in meine Heimat zurückkehre, möchte ich zusammenfassend sagen, daß ich keine gute Erfahrung hinter mir habe. Ich hatte kein gutes Verhältnis zu dieser Gesellschaft, abgesehen von den wenigen deutschen Freunden, die ich an den Fingern einer Hand abzählen kann. Dabei fällt mir auf, daß diese alle weiblich sind.

Positiv war meine Erfahrung mit den anderen hier lebenden Ausländern. Nicht zu vergessen sind die vielen Freiräume für Meinungsbildung und -äußerung, die ich mir für meine Heimat wünsche.

In Deutschland habe ich studiert. Den Deutschen bin ich dafür dankbar. Deutschland lebt zum Teil vom Export ihrer "Made-in-Germany-Waren". Ich darf nicht vergessen, das Fremde lieb zu behandeln und zu akzeptieren, denn dieses könnte sonst weniger gut gelungene Produkte meines Heimatlandes ablehnen."

2.4 Das Verhältnis der Christen zu den Angehörigen des Islam in der Türkei

Der nachfolgende Bericht beruht auf Erfahrungen eines Christen und seiner Kenntnis der Situation in der Südosttürkei.

Seit Jahren leben Christen und Moslems in der Südosttürkei im Gebiet zwischen Euphrat und Tigris in enger Nachbarschaft. Wir, die Christen, und die Moslems gehen in der Religionsausübung völlig getrennte Wege, auf der einen Seite der christliche Gottesdienst in Kirchen und auf der anderen Seite der Besuch der Moslems in der Mo-

schee zu Gebet und Unterweisung. Die Angehörigen beider Religionen glauben zwar an einen Gott, das Gottesbild beider Religionen ist jedoch voneinander sehr verschieden.

Die Moslems glauben weder an den Dreifaltigen Gott, noch an Jesus Christus als Gott und Gottes Sohn. Die Christen dagegen haben keine Beziehung zu Mohammed, dem Propheten und Religionsstifter des Islam. Für die Anhänger des Islam ist der Gedanke an die Gottesmutter Maria, an die Geburt von Jesus als Gottes Sohn, völlig unverständlich.

Die Christen leben als kleine Minderheit unter einer allmächtig auftretenden islamischen Mehrheit. Jede Äußerung und jeder Zweifel an Mohammed und seinen Lehren zieht Haß und Verfolgung nach sich. Den Christen wird es nicht gestattet, den Namen des Propheten zu nennen. Sehr schnell wird dies als Religionsverunglimpfung ausgelegt und kann aufgrund einer Anzeige zu einer Verurteilung durch ein staatliches Gericht führen. Viele Anhänger des Islam sind sogar der Überzeugung, daß es kein Unrecht darstellt, einen in ihren Augen Ungläubigen umzubringen.

Wir als Christen dürfen aus der Sicht der Mohammedaner keine moslemische Frau heiraten. Sollte eine Mohammedanerin einen Christen geheiratet haben, werden ihre Angehörigen nichts unversucht lassen, die Frau wieder von ihrem Ehemann zu trennen. Hier wird auch der zuständige Aga (auch Agha, das ist der Stammes- oder Dorfälteste) eingeschaltet, der dann seine Anhänger mobilisiert, um die Rückführung der Frau zu erreichen, auch mit Gewalt und

Tod für den christlichen Ehemann. Wenn die Frau sich weigert mitzukommen, dann riskiert sie ebenfalls ihren Tod.

Umgekehrt kommt es auch vor, daß ein Mohammedaner ein christliches Mädchen heiraten will. Hier ereignen sich Entführungen auch gegen den Willen der Frau und zwangsweise Verheiratung durch den Imam. Die Angehörigen des Mädchens sind hier macht- und rechtlos.

Zu keiner Veranstaltung der islamischen Dorfgemeinschaft werden Christen eingeladen.

Das Betreten von Moscheen ist den Christen zumindest während des Gebets verwehrt.

Fleisch von Tieren, die von Christen geschlachtet wurden, essen die Moslems nicht.

Eine geschäftliche Zusammenarbeit zwischen Christen und Moslems scheitert am gegenseitigen Mißtrauen.

Viele Moslems haben noch mehrere Frauen unter Berufung auf den Propheten Mohammed. Es kann zwar in der Türkei nur eine Frau standesamtlich geheiratet werden, trotzdem leben oft Moslems mit weiteren Frauen zusammen. Die Kinder aus dieser Verbindung werden dann als Kinder der standesamtlich angetrauten Frau den Behörden gegenüber angegeben.

In den Dörfern rufen die Hodschas noch am Morgen, am Mittag, am Spätnachmittag und am Abend zum Gebet (in-

sgesamt fünfmal am Tag). Viele Moslems pilgern (Haci) alljährlich nach Mekka (Haddsch).

Auch die Moslems in der Südosttürkei gehören verschiedenen Glaubensrichtungen an, wie denen der Sunniten, Schiiten oder Hanafiten.

Wir als Christen aus der Türkei können aus unseren Erfahrungen im Umgang mit den Mohammedanern in der Türkei keine Freundschaft und keinen familiären Umgang pflegen. Ich weiß nicht, wie die europäischen Christen mit den in ihren Gemeinden lebenden Muslimen umgehen und zurechtkommen. Mein Wunsch ist es, daß für das Zusammenleben und für das Verhältnis zwischen Christen und Mohammedanern ein friedliches Miteinander gefunden werden kann.

Wir als syrisch-orthodoxe Christen können mit den christlichen Kirchen, ob evangelisch, katholisch oder auch freikirchlichen Gruppierungen, gut zusammenarbeiten und harmonieren. Die Unterschiede prägen sich aus unserer Sicht hauptsächlich in der Form der Gottesdienstgestaltung aus. Die Grundglaubenswahrheiten sind größtenteils gleich.

2.5 Gemeinsames Feiern

Feste feiern

In Deutschland leben immer mehr Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Herkunft. Durch die Freizügigkeit in Europa, das Wohlstandsgefälle zwischen Ost und West und Nord und Süd, durch ökologische Katast-

rophen und Bürgerkriege sind Hunderttausende auf der Wanderung und Flucht. Dadurch werden viele Konflikte ausgelöst.

Zugewanderten Menschen gegenüber besteht oft eine emotionale Abwehr. Sie reicht von Reaktionen der Verdrängung bis zu massiven Ängsten und Aggressionen. Die Ursachen sind vielschichtig: soziale Konkurrenzängste, Gefühle der Überfremdung, nationalistische Einstellungen und rassistische Vorurteile sowie fehlende Erfahrungen im Umgang mit Fremden. Solche Ängste können lähmen, sie können aber auch Veränderungen in Gang setzen, wenn sie zugelassen und ernst genommen werden. Ängste sollten nicht tabuisiert werden, sondern mit dem Ziel bearbeitet werden, die Konfliktfähigkeit zu stärken, damit Spannungen ausgehalten und kulturelle Vielfalt auch emotional erfahren werden kann. Ein Schlüssel dafür sind gemeinsame Erlebnisse bei Veranstaltungen mit Menschen unterschiedlicher Kultur und Religion.

Selbstverständlich ist auch die theoretische Auseinandersetzung mit Fremdenfeindlichkeit, Nationalismus oder Rassismus erforderlich. Biblische Texte bieten dafür hilfreiche gedankliche Anregungen wie übrigens auch die ethischen Aussagen der großen Weltreligionen. Hinzu kommt die ökonomische Erkenntnis, daß eine möglichst gut entwickelte Arbeitsteilung den Menschen nützt. Die Zukunft Deutschlands und Europas läßt sich nicht abkuppeln von der Zukunft Afrikas, Asiens und Amerikas. Es gibt nur eine Zukunft für uns alle. Wir werden sie miteinander gewinnen oder miteinander verlieren. Dies ist eine nüchterne Einsicht in die realen gegenseitigen Abhängig-

keiten, in die uns die moderne Zivilisation gebracht hat, und zugleich ein ethischer Appell.

Religionsgemeinschaften haben eine besondere Verantwortung, das Bewußtsein für die EINE WELT zu stärken. Dadurch werden gemeinsame Werte betont, die für Menschen verschiedener Kulturen und Religionen gelten und die für das Überleben grundlegend sind.

Am tiefsten erreichen uns solche Erfahrungen durch gemeinsame Feste, bei denen sich Menschen auf unkomplizierte Weise begegnen, Gemeinsamkeiten erfahren und voneinander lernen. Die von den Kirchen initiierte bundesweite Woche der ausländischen Mitbürger, die jetzt auch Interkulturelle Woche heißt, versucht solche Erfahrungen zu verbreitern. Auch der 3. Oktober kann unter dem von den Kirchen empfohlenen Motto "Einheit in Vielfalt" eine Gelegenheit sein, öffentlich sichtbar zu machen, daß Menschen verschiedener Kulturen und Religionen in Frieden zusammen leben können.

Gemeinsame Veranstaltungen sind dann besonders nötig, wenn Menschen durch Krisen stark bewegt sind. Eindrucksvoll waren die vielen spontanen Gottesdienste und interreligiösen Gebete anlässlich der Golfkrise. Bedeutsam ist es, wenn katholische und orthodoxe Christen mit Muslimen aus Kroatien, Serbien und Bosnien durch gemeinsame Veranstaltungen und Gebete öffentlich machen, daß sie ohne Haß, Gewalt und Krieg in Frieden leben möchten.

Feste der Kulturen

Erste Erfahrungen mit Festen der Kulturen wurden im August 1988 in der Evangelischen Akademie Tutzing gemacht. Damals wurden dort Flüchtlinge eingeladen, um über ihre Traditionen in der Malerei, Tanz, Theater, Dichtung oder Musik zu sprechen. Völlig unerwartet haben sich auf die Ausschreibung über 140 Gruppen und einzelne Künstler angemeldet, die in Tutzing mitwirken wollten. Die Betten der Akademie reichten nicht aus - es mußten Unterkünfte im Ort und in der Schule angemietet werden. Es kamen so viele Maler, Sänger, Schriftsteller, Tänzer und Musiker, daß die Tutzinger Bevölkerung spontan zu einem "Fest der Kulturen" eingeladen werden konnte. Das Interesse war groß, die ganze Nacht durch wurde über Bilder gesprochen, mit Schriftstellern diskutiert, Musik gehört und getanzt. Die Tutzinger Bürgerinnen und Bürger waren über diese Erfahrung begeistert, sie haben erlebt, welch kultureller Reichtum durch Flüchtlinge zu uns gekommen ist. Sie bekamen Mut, mit Flüchtlingen zu sprechen, und konnten dadurch deren Situation besser verstehen. Diese persönlichen Erfahrungen haben tiefer gewirkt als Vorträge gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus.

Beim Kirchentag im Juni 1989 in Berlin wurde dann ein Fest der Kulturen veranstaltet, dem der Untertitel "Gegen Rassismus und Nationalismus" hinzugefügt wurde. Eine Türkin und ein schwarzer Deutscher sprachen von ihren rassistischen Benachteiligungen; nationalistische Vorurteile und deren Überwindung wurden analysiert. Gleichzeitig wurde versucht, kulturelle Vielfalt durch die zugewander-

ten Menschen erfahrbar zu machen. Schwierig ist dabei die richtige Balance zwischen Musik, Tanz und Kabarett aus verschiedenen Ländern und den persönlich gefärbten Beiträgen und Ansprachen. Weniger Worte können mehr sein. Höhepunkte des Festes waren Gebete, die zuvor von den über dreitausend Teilnehmerinnen und Teilnehmern aufgeschrieben wurden, und Segensworte evangelischer und orthodoxer Bischöfe und eines katholischen Priesters. Es war möglich, Musik, Tanz, Gebet und Segen zu verbinden.

Beim regionalen Münchner Kirchentag im Mai 1990 wurden die Erfahrungen nochmals weiterentwickelt und Vertreter anderer Religionen dazu eingeladen, Worte des Segens zu sprechen. Ein Muslim rezitierte aus dem Koran. Ein schwarzer Buddhist erinnerte an Texte aus seiner Tradition. Und natürlich waren auch orthodoxe und katholische Priester und eine evangelische Pfarrerin dabei.

Feste der Kulturen können in verschiedenster Weise weiter entwickelt werden. Im Juli 1991 lud die Evangelische Akademie Tutzing zu solch einem Fest ein, das mit einem ökumenischen Gottesdienst mit Motetten und afrikanischer Musik begann und durch ein Abendgebet mit indischen Musikanten abschloß. Dazwischen gab es Diskussionen mit Flüchtlingen aus verschiedenen Ländern, mit Ausländerexperten und dem Bürgermeister, es fanden einstündige Lesungen mit Iranern, Türken, Chilenen und auch deutschen Schriftstellern statt, eine Ausstellung mit Bildern von Flüchtlingen war zu sehen, und Musik von afrikanischen, palästinensischen, kurdischen, tamilischen, brasilianischen, russischen, bulgarischen, türkischen und

indischen Musikgruppen war zu hören. Über eintausend Menschen nahmen daran teil und hatten Gelegenheit, durch dieses Fest viele ergreifende Erfahrungen zu machen, Freundschaften zu schließen und Vorurteile gegenüber Fremden abzubauen.

In den verschiedensten Orten gibt es inzwischen ein großes kulturelles Potential. Es lohnt sich, Künstler und kulturell aktive Zuwanderer anzusprechen und sie zu gemeinsamen Festen einzuladen. Wo Menschen anderer Kulturen nicht als Exoten ausgestellt werden, sondern die Möglichkeit erhalten, über die Situation in ihren Heimatländern und ihr Leben hier in Deutschland zu berichten, da nehmen viele von ihnen gern an solchen Festen teil. Solche Feste und ihre Vorbereitung bringen Menschen näher und fördern eine Atmosphäre, die Herzen und Verstand von Menschen öffnet.

2.6 Gemeinsam beten?

Gottesdienste der Nationen

Erstmals wurde im Juni 1987 beim Frankfurter Kirchentag ein ökumenischer Gottesdienst der Nationen veranstaltet. Er begann am Abend und dauerte über zwölf Stunden. Ermutigt wurden die Vorbereitungen durch orthodoxe Aussagen, daß Gottesdienste erst nach sechs Stunden schön werden. Tatsächlich hielten in der überfüllten Frankfurter Christuskirche die Teilnehmenden bis in die Morgenstunden aus. Sie erlebten liturgische Traditionen von orthodoxen Kopten und Serben, von katholischen Spaniern und Lateinamerikanern, von evangelischen Afri-

kanern, Finnen und Koreanern. Gemeinsam gestaltet war ein halbstündiges Fürbittengebet und die Feier des Abendmahls. Unterschiedlich waren die Sprachen, Lieder oder Liturgien. Der Gottesdienst orientierte sich an Jesus als dem Zentrum christlichen Glaubens. Zugleich zeigten die unterschiedlichen liturgischen Gesänge, Kleider, Lieder, Sprachen, Instrumente und sogar Tänze, wie vielfältig der gemeinsame Gottesdienst sein kann. Die jungen Menschen beeindruckten sicherlich am meisten die afrikanischen Traditionen. Viele gingen weg und haben gesagt, daß sie bei diesem Gottesdienst die Gegenwart des Heiligen Geistes erfahren haben. Rassismus und Nationalismus werden dabei gleichsam von selbst als überholte Einstellung erlebt. Angesichts des zunehmenden Nationalismus und seiner Gefahren ist freilich zu überlegen, künftig eher vom Gottesdienst der Kulturen als vom Gottesdienst der Nationen zu sprechen. Das entspricht eher dem biblischen Denken, dem der neuzeitliche Begriff der Nation fremd ist. Die Einladung Papst Johannes Paul II. zum Friedensgebet nach Assisi wies Elemente eines Gottesdienstes verschiedener Kulturen auf und wurde zu einem Beispiel eines multireligiösen Gebetes.

Vom Gottesdienst der Kulturen zum multireligiösen Beten

Viele haben Ängste vor ökumenischen Gottesdiensten der Kulturen, zumal es damit wenig Erfahrungen gibt. Die Ausländerwoche bzw. die Interkulturelle Woche und der Tag der deutschen Einheit am 3. Oktober können Anlaß für solche Experimente sein. Interkulturelle Gottesdienste sind durch ausführliche Gespräche vorzubereiten. Sie ge-

lingen vor allem dort, wo Christen über konfessionelle Grenzen hinweg vertrauensvoll zusammenarbeiten. Wer in der eigenen Tradition gefestigt ist, der kann sich für solche ökumenische Gottesdienste der Kulturen öffnen. Schwieriger wird es bei Einladungen zu Gottesdiensten oder Gebeten mit Angehörigen anderer Religionen. Anlässe dafür können die Interkulturelle Woche oder internationale Krisen sein. Zum Normalfall werden sie nicht werden.

Anfangen können wir damit, daß wir Angehörige anderer Religionen zu unseren Festen und Gottesdiensten einladen. Vertrauen kann geschaffen werden, wenn wir eine Synagoge oder eine Moschee besuchen und dabei Kontakte knüpfen. Im Rahmen des Schul- oder Konfirmationsunterrichts können Besuche in Synagogen, Moscheen und Kirchen stattfinden. Gemeinsam können wir die unterschiedlichen Feste kennenlernen - eine Hilfe dabei ist die im Lembeck-Verlag in Frankfurt herausgegebene und ökumenisch erarbeitete Schrift "Islamische und christliche Feste" (s. Literaturverzeichnis). Muslime können besonders zu den Weihnachtsgottesdiensten eingeladen werden - auch sie verehren Jesus. Christen können an den Feiern zum Abschluß des Ramadan teilnehmen. Solche Einladungen und gegenseitigen Besuche sollten zur guten Tradition werden.

Mit Juden und Muslimen verbindet Christen die abrahamitische Tradition. Deshalb sollte es mit ihnen am ehesten möglich sein, Gottesdienste gemeinsam zu feiern. Die Gemeinden sind darauf langsam vorzubereiten. Für manche christliche Gemeinden ist es schon ein unüberbrückbares

Problem, wenn ein Jude oder Muslim ein Grußwort anlässlich eines besonderen Gottesdienstes spricht. An anderen Orten ist es möglich, daß Juden aus dem Alten Testament Texte lesen, Muslime aus dem Koran und vielleicht darüber sprechen. Wo Muslime bei besonderen Anlässen im Rahmen von Gottesdiensten den Koran rezitieren und dazu gesprochen haben, da war das für sie und die Gemeindeglieder häufig eine tiefe und erfreuliche Erfahrung.

2.7 Das multireligiöse Gebet

Die folgenden Ausführungen lehnen sich eng an an eine Orientierungshilfe, die von der Evang.-Luth. Kirche in Bayern veröffentlicht wurde unter dem Titel "Multireligiöses Beten" (s. Literaturverzeichnis).

Multireligiöses Beten findet da statt, wo Angehörige verschiedener Religionen am selben Ort oder an verschiedenen Orten zur gleichen Zeit beten. Es handelt sich um Veranstaltungen, an denen VertreterInnen verschiedener Religionen mit Gebet und Segen beteiligt sind. Multireligiöses Beten findet ebenso in religionsverschiedenen Ehen und Familien statt, in denen die Partner ihre eigene religiöse Überzeugung und Frömmigkeit leben wollen und einander daran Anteil geben.

Bei einer multireligiösen Gebetsveranstaltung kann es nicht um eine Ergänzung der Vielzahl von möglichen Gemeindeveranstaltungen oder gar um den Ersatz eines Gottesdienstes gehen. Öffentliche multireligiöse Gebetsveranstaltungen werden Ausnahmecharakter behalten.

Jedes Gebet ist Lebens- und Glaubensäußerung gläubiger Menschen. Respekt und gegenseitige Achtung sind unabdingbare Voraussetzung für multireligiöses Beten. Träger einer gemeinsamen Gebetsveranstaltung sollte deshalb nach Möglichkeit eine gewachsene Gruppe sein, die sich bereits im Dialog der Religionen kennen- und verstehen-gelernt hat.

Multireligiöses Gebet - nicht interreligiöses

Um Mißverständnissen vorzubeugen, wurde eine Unterscheidung zwischen "interreligiösem" und "multireligiösem" Gebet vorgenommen. Unter "interreligiösem" Beten ist das von Angehörigen verschiedener Religionen gemeinsam formulierte und verantwortete Gebet zu verstehen. "Multireligiöses" Beten dagegen meint Gebetsveranstaltungen, bei denen VertreterInnen verschiedener Religionen je für sich aus ihrer eigenen Tradition heraus formulierte Gebete sprechen, während die übrigen andächtig zugegen sind.

Aufgrund der tiefgreifenden theologischen Unterschiede der Religionen - vor allem im Gottesverständnis - ist durchaus umstritten, ob und inwieweit die Formulierung interreligiöser Gebete überhaupt möglich ist.

Nach dem Selbstverständnis des christlichen Glaubens kann es ein "gemeinsames Gebet" mit Angehörigen anderer Religionen nicht geben: "Das Beten der Christen richtet sich an den in der Bibel bezeugten Einen Gott, der sich zum Heil der ganzen Welt in Jesus Christus geoffenbart hat und durch den Heiligen Geist unter den Menschen

wirkt. Solange Menschen anderer religiöser Traditionen die Identität der von ihnen verehrten Gottheit mit dem biblisch bezeugten Gott nicht anerkennen können, ist eine gemeinsame Gebetsanrufung mit ihnen in einem christlichen Gottesdienst nicht möglich".

Das multireligiöse Beten erscheint demgegenüber weniger problematisch. Trotz offener theologischer Fragen kann es eine Möglichkeit für gläubige Menschen sein, in besonderen Situationen ihre Verbundenheit mit Andersgläubigen auch im Gebet auszudrücken.

Einige Mißverständnisse sind abzuwehren:

- Multireligiöses Beten ist keine Erweiterung des ökumenischen Betens, wie es auf der Basis der Hinwendung zu dem biblisch bezeugten dreieinigen Gott im Miteinander der christlichen Konfessionen möglich ist.
- Multireligiöses Beten sollte nicht voraussetzen, daß "wir im Grunde alle an denselben Gott glauben, nur unter verschiedenen Namen". Im multireligiösen Gebet muß das Zeugnis des jeweiligen Glaubens in seiner Eigenheit zur Sprache kommen.
- Multireligiöses Beten darf nicht als besondere Gelegenheit zur Werbung unter Andersgläubigen verstanden werden. Es geht vielmehr darum, unter Respektierung der Verschiedenheit religiöser Überzeugungen in der Gegenwart anderer Religionen die eigene Glaubensüberzeugung zum Ausdruck zu bringen.

Sofern diese Gesichtspunkte bedacht werden, ist es für Christen sehr wohl denkbar, mit Angehörigen anderer Religionen zu Gebetstreffen zusammenzukommen. Dies gilt insbesondere für Menschen jüdischen Glaubens, mit denen die Christen in den Psalmen eine gemeinsame Gebetstradition besitzen, die sie in Leid, Schuld und Hoffnung miteinander verbindet. Gerade in jüdisch-christlichen Gebetstreffen kann zum Ausdruck kommen, daß Christen ihre jüdischen Schwestern und Brüder achten als "im Blick auf die Erwählung ... Geliebte um der Väter willen" (Röm 11,28), "denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen auch die Väter gehören, und aus denen Christus herkommt nach dem Fleisch ..." (Röm 9,4f.).

Der Adressat des Gebets

Wer ist der Adressat multireligiösen Betens? Für Christen ist es der dreieinige Gott, zu dem sie als dem Schöpfer ihres Lebens beten, den sie als Vater im Leben, im Sterben und in der Auferstehung Jesu Christi kennengelernt haben und den sie in seinem Geist gegenwärtig wirksam erleben. Dies drückt sich im Gebet durch christologische und trinitarische Formulierungen aus. Dabei wissen die Christen, daß der dreieinige Gott in seinem Wirken nicht auf die christliche Gemeinde beschränkt, sondern auch in anderen Religionen am Werk ist.

Funktion und Zweck multireligiösen Betens

Kommen Angehörige verschiedener Religionen zum Beten zusammen, so drücken sie ihre Betroffenheit und Not, zugleich aber die Hoffnung von Gläubigen verschiedener Religionen aus. Multireligiöses Beten darf in keiner Hinsicht verzweckt werden. Es wäre ein grobes Mißverständnis zu glauben, hierdurch werde die Effektivität des Gebets erhöht. Genauso wenig kann es darum gehen, eine bestimmte Öffentlichkeitswirkung zu erzielen. Multireligiöse Gebetstreffen sind keine Demonstration einer generellen "Einheit der Religionen".

Die Einheit der Versammelten besteht vielmehr in der gemeinsamen Erfahrung von Bedrohung und Angst und im gemeinsamen Bemühen um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Solche Gemeinsamkeit ist ein Zeichen für die Versöhnungs- und Verständigungsbereitschaft zwischen den Religionen und für gelingendes Zusammenleben der Völker.

Zur Durchführung multireligiöser Gebetsveranstaltungen

Die Einladung zu einem multireligiösen Gebet sollte möglichst von Vertretern der verschiedenen Religionen gemeinsam oder von einem bestehenden gemeinsamen Forum ausgesprochen werden. In der Einladung muß deutlich gemacht werden, daß es sich um das Gebet von Angehörigen verschiedener Religionen handelt, die jeweils bei Andersgläubigen in ehrfürchtiger Anwesenheit zu Gast sind.

Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempel sind nicht nur Räume, sondern Symbole der jeweiligen Religion. Darum muß sorgfältig geprüft werden, ob ein solcher Raum für eine multireligiöse Gebetsveranstaltung benutzt werden kann, ohne daß dies von einer der beteiligten Religionen als Zumutung empfunden wird. Keinesfalls darf für ein solches Gebet der Kirchenraum verändert werden, indem man etwa das Kreuz entfernt. Die Andersgläubigen sollen die gastgebende Kirche in der Form erleben, wie die Gemeinde sie in ihrem religiösen Leben gewohnt ist. Dadurch wird auch offen gezeigt, daß Christen bei einer multireligiösen Gebetsveranstaltung in einer Kirche den Herrn der Kirche nicht verleugnen.

Multireligiöse Gebetsveranstaltungen stellen hohe Anforderungen an die Sensibilität aller Beteiligten. Das gemeinsame Anliegen, Ablauf und Inhalte müssen deshalb sorgfältig besprochen und miteinander abgestimmt sein. Die Texte sollten von den Beteiligten jeweils selbständig verfaßt oder ausgewählt werden. Sie sollten so gestaltet sein, daß sie die Vertreterinnen und Vertreter anderer Religionen nicht verletzen. Dies bedeutet aber nicht, daß Christen das für sie grundlegende Bekenntnis zum dreieinigen Gott verschweigen oder christologische Inhalte weglassen. Christen ihrerseits müssen keine Angst haben, daß sie durch die Begegnung mit Texten und Glaubensüberzeugungen aus anderen Religionen vom Glauben abkommen oder Jesus Christus als ihren Herrn und Heiland verleugnen.

3 WORÜBER WIR NACHDENKEN

3.1 Zusammenleben von Menschen verschiedener Religionen in unserem Land

Gesichtspunkte für eine Vertiefung des theologischen Gesprächs

a) Die ethische Dimension

Die Begegnung verschiedener Religionen wird auf viele Schwierigkeiten stoßen, die nüchtern wahrgenommen und auch selbstkritisch durchdacht werden müssen: Ausländerfeindlichkeit, Angst vor Überfremdung, militante Übergriffe hier und dort; aber auch persönliche Ängste vor dem Fremden und dem religiösen und kulturellen Anderssein des anderen, Ängste vor Vereinnahmung.

Dabei stehen zwei Fragen im Vordergrund:

- Wie kommen wir mit dem Absolutheitsanspruch mancher Religionen und den daraus gezogenen - oft die Menschenwürde verletzenden - Konsequenzen zurecht?
- Wie kann eine Sprache des gegenseitigen Verstehens gefunden werden?

Diese beiden Fragen machen deutlich, daß es nicht um eine oberflächliche Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen gehen kann. Auch wollen sie vor einem naiven Idealismus und vor nivellierenden Tendenzen warnen: "Wir verstehen uns ja so gut", "Wir glauben

doch alle an den einen Herrgott", "Wir kennen uns doch schon so viele Jahre" usw ...

Es gilt deutlich zu sehen, daß Religionen (auch die eigene christliche Religion bzw. Konfession) immer auch in einer Spannung stehen "zwischen Wahrhaftigkeit und Macht" (Otmar Fuchs). Sie können unduldsam, bedrückend und fanatisch sein und sogar zu Ungerechtigkeit und gesellschaftlichen Mißständen bis hin zu Krieg und Kulturzerstörung führen. Umgekehrt können sie aus Angst, Engstirnigkeit und Sünde herausführen in die Freiheit der Kinder Gottes. 500 Jahre christliche Mission in Lateinamerika mögen in diesem Zusammenhang ein angebrachter Hinweis sein. Ebenso gibt es im Islam neben Epochen des "Feuer und Schwert" auch große Toleranz.

Es sei in diesem Zusammenhang zum Beispiel daran erinnert, daß auf die Erstürmung Jerusalems 1099 (Kreuzzüge 1095-1291) ein Blutbad unter der muslimischen und jüdischen Bevölkerung folgte. Muslimen und Juden wurde verboten, in Jerusalem zu leben.

Ähnliches geschah 1492 bei der Vertreibung der Mauren (Untergang des Königreichs Granada) und der Juden in Spanien durch Ferdinand von Aragonien. Unter dem Druck der katholischen Herrschaft kam es zumindest zu Scheinübertritten zum Christentum. Umgekehrt gab es unter der osmanischen Herrschaft im 16. und 17. Jahrhundert auf dem Balkan eine vergleichbare Form von "Zwangskonversion" christlicher Knaben, die ihren Familien weggenommen und zu der Elitetruppe der Janitscharen erzogen wurden. Es waren seit den Auseinandersetzungen

zungen zwischen dem Habsburger Reich und den Osmanen ab dem 17. Jahrhundert gefährliche "Feindbilder aus Unverständnis" (Fritz Steppat, DIE ZEIT, Nr.48, 1992), die sich hier und dort auf schlimme Weise auswirkten.

Konkret lautet somit die Frage: Wie kommen wir zu mehr Verstehen und zu mehr Teilnahme an dem Denken und Fühlen anderer Religionsanhänger, an ihrer Sprache und religiösen Praxis?

Dabei ist zu bedenken, daß es sowohl bei Muslimen wie auch bei Christen "voraufklärerische" und "nachaufklärerische" Frömmigkeit gibt. Gleichwohl kann man von einer "nachaufklärerischen Theologie" des Islam nicht im gleichen Sinne sprechen, wie sie im westlichen Christentum geschah. Emanzipation, Autonomie des Individuums, kritisches Hinterfragen von Grundeinstellungen und Grundüberzeugungen auch auf religiösem Gebiet haben bei uns Christen allerdings keinen einheitlichen Stellenwert. Man denke zum Beispiel an den Versuch fundamentalistisch eingestellter Christen, die "biblische Schöpfungslehre" naturwissenschaftlich zu beweisen. Aufklärung trennt Welten, im Islam ebenso wie im westlich-europäischen Christentum, einschließlich aller Negativen, das sich in den westlichen Industrieländern zeigt: religiöse Gleichgültigkeit, Drogen, sexuelle Freizügigkeit und Pornographie.

Hinzu kommt in diesem Zusammenhang, daß es durchaus unbequem ist, wenn Menschen unterschiedlicher Herkunft und Bildung auf verschiedenen Bewußtseinsebenen zusammenleben. Auch bei uns sind die Generationen bereits

durch ein unterschiedliches Lebensgefühl voneinander getrennt.

Im Gespräch zwischen den verschiedenen Religionen und Kulturen stehen wir noch ganz am Anfang. Aber es ist deutlich: es geht immer auch um die Überlebensfragen der Menschheit heute, um Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung des "Schöpfungsbootes", in dem alle Menschen sitzen. Ohne Begegnung der verschiedenen Menschen, dort, wo sie zusammenleben, und ohne gemeinsames Engagement für diese Herausforderungen, die uns alle angehen, ist ein Überleben nicht möglich.

Dabei müssen wir nicht zuletzt auch bedenken, daß sich heute vor allem die islamischen Fundamentalisten vom Westen ins politische und kulturelle Abseits gedrängt fühlen. Dies hindert die überwiegende Mehrheit der bei uns lebenden Muslime jedoch nicht, im Zusammenleben mit Andersgläubigen an die Praxis des toleranten Zusammenlebens früherer Zeiten anzuknüpfen.

Was heißt das für die Praxis?

Der muslimische Bevölkerungsanteil bei uns bildet neben katholischen und evangelischen Christen die drittgrößte Religionsgruppe.

Wir müssen wissen, daß Muslime ihre Religion zumeist sehr ernst nehmen. Leben und Religion bilden für sie eine Einheit und werden von den fünf "Säulen des Islam" getragen:

- Der Glaube an den Einen Gott, der groß und mächtig und alles in allem ist. (Jede Sure im Koran beginnt mit einem Lobpreis.)
- Das fünfmalige Gebet am Tag (Islam heißt ja "Hingabe an Gott").
- Das Almosengeben (Nächstenhilfe).
- Das Fasten (Fastenmonat Ramadan).
- Die Verpflichtung zur Pilgerfahrt (einmal im Leben zu den heiligen Stätten in Mekka).

Von dieser für uns einfach erscheinenden Sicht ihrer durchaus übersichtlichen Pflichten her haben die Muslime auch positive Erwartungen an uns Christen:

- daß auch wir unsere Religion ernst nehmen und darüber Auskunft geben;
- daß wir das Gebet pflegen;
- daß wir den Sonntag heiligen (Ruhetag, Gottesdienstbesuch);
- daß wir uns mit den Moslems in sozialen Fragen engagieren (im Wohnblock, in der Straße, im Wohnviertel);
- daß wir nicht nur in der "Woche des ausländischen Mitbürgers" gemeinsam Projekte diskutieren und planen;
- daß wir zu den hohen Feiertagen hinüber und herüber Grußadressen austauschen;
- daß wir Nachbarschaftshilfe organisieren;
- daß wir im überschaubaren Rahmen Begegnungsfeste (Straßenfeste) veranstalten;

Wir können und dürfen die Augen nicht länger davor verschließen, daß wir längst mit Menschen anderer Religio-

nen und Kulturen zusammenleben. Um des Friedens der Menschen und um der Menschen selbst willen sind Begegnungen notwendig und ist die Bereitschaft notwendig, füreinander offen zu sein und voneinander zu lernen. Wir werden unser Christsein dann selbst tiefer wertschätzen und vielleicht sogar neu kennenlernen.

b) Die theologische Dimension

Wenn wir als Christen von der Heilswirksamkeit unseres Glaubens als Lebensnotwendigkeit überzeugt sind, haben wir auch die Aufgabe der Mission als Darlegung dieses Heils und der Einladung zu ihm. Diese "Mission" muß in jedem Fall von der religiösen Situation des anderen ausgehen. So kann weder ein Christ noch ein Muslim missionieren, ohne sich mit der Religion des anderen zu befassen. Die "Reischristen" Ostasiens und die zwangschristianisierten Indios Lateinamerikas zeigen den Mißerfolg eines anderen Vorgehens. So gesehen sind wohl auch die möglichen Missionsanstrengungen islamischer Verbände in Europa zum Scheitern verurteilt, wenn sie sich nicht mit dem Christentum auseinandersetzen. Das bedeutet aber, daß wir das Gespräch miteinander suchen müssen. Wenn Christen und Muslime von ihrem religiösen Weg überzeugt sind, braucht keine Seite das Gespräch zu scheuen. Dann sollte auch keiner Angst um "seine Schäfchen" haben und versuchen, sie vom anderen fernzuhalten. Wer glaubt, daß Gott wirkt, wie er will, sucht das Gespräch.

In diesem Gespräch geht es dann allerdings nicht um einen verschleiernenden Synkretismus, sondern um die klare Be-

nennung des jeweils eigenen Standpunkts. So müssen zum Beispiel mit Vertretern des Islam die Fragen nach Gott in seiner trinitarischen Einheit und Einzigkeit, nach der Bedeutung von Jesus von Nazareth für das Gottes- und Glaubensverständnis und nach der Stellung der Heiligen Schriften als inspiriertem Gotteswort bzw. als Zeugnis des lebendigen Wortes Gottes in das Gespräch eingebracht werden. Auch die Frage nach dem Heiligen Geist, der wirkt, wo und wie er will, darf nicht ausgeblendet werden.

Was heißt das für die Praxis?

Das Gespräch über theologische Fragen vereinnahmt die anderen Gesprächspartner nicht, sondern nimmt sie in ihrer Andersartigkeit ernst.

Dabei wird auch die Frage nach der Wahrheit nicht ausgeklammert, denn der eigene Standpunkt wird in aller Deutlichkeit in dieses Gespräch eingebracht werden müssen.

c) Die Verknüpfung von Religion und Politik

Als religiöse Menschen sind wir immer zugleich auch Bürgerinnen und Bürger eines Staates und einer bestimmten Nation oder Volksgruppe zugehörig. Hier sollten wir uns klarmachen, daß auch bei uns die verschiedenen deutschen Länder, Fürstentümer und Königreiche lange Zeit gebraucht haben, um zu einem friedlichen Zusammenleben zu kommen. Wir sollten uns auch bewußt machen, daß die Religion immer wieder durch politische Führer bestimmt oder gar zur Machtausübung mißbraucht wurde. Das galt

in unserem Jahrhundert für die Nazis gegenüber den Juden und zuletzt auch für Saddam Hussein, der einen angeblich "Heiligen Krieg" führen wollte. So wurden und werden Ideologie und Nationalismus häufig theologisch überhöht ("Gott mit uns" stand auf den Koppelschlössern der deutschen Soldaten im ersten Weltkrieg). Dabei werden oft Menschen zu Sündenböcken gemacht, die wir nicht kennen oder zu denen wir aus Scheu vor ihrem anderen Denken Abstand halten. Die schlimmsten Antisemiten waren oft Menschen, die keinen Juden persönlich kannten. Deshalb ist das Sichkennenlernen ein erster Schritt, die Schranken abzubauen und Vorurteilen zu entkommen.

Nach dem Kennenlernen beginnt der behutsame Aufbau gegenseitigen Vertrauens. Es gilt, den anderen von seinem eigenen Selbstverständnis her zu sehen und ebenso unser christliches Selbstverständnis deutlich zu machen. Treten dann von dritter Seite Schwierigkeiten auf, zum Beispiel von bestimmten Machtpolitikern oder sogenannten Fundamentalisten, so ist es hilfreich, Menschen aus dem jeweiligen Kulturkreis zu kennen, mit denen wir über die Hintergründe sprechen können. Damit kommen wir zu einer Haltung, die leichter Feindbilder abbauen und damit dem Frieden dienen kann.

Bei solchem Kennenlernen sollten wir keinesfalls die Geschichte aus dem Blick verlieren, aber ebensowenig Negativerfahrungen gegeneinander aufrechnen (vgl. die Ausführungen unter a!).

1. Spanien

Unter der Herrschaft der Muslime haben seit dem 8. Jahrhundert in christlichen Kirchen weiterhin Gottesdienste stattfinden können. Die dort ansässigen (sephardischen) Juden haben eine hochstehende Kultur entwickelt. Zwangsislamisierung gab es in der Regel nicht. Unter den maurischen Herrschern gab es eine größere religiöse Toleranz als beispielsweise in den kommunistischen Ländern. Als Spanien "zurückerobert" wurde, waren Zwangstaufen die Regel. Die Juden flüchteten in Massen. Nur noch Christen durften in Spanien leben, wobei selbst Zwangsgetaufte über Generationen hinweg Menschen zweiter Klasse blieben und nicht selten Opfer der christlichen Inquisition wurden.

2. Der Balkan

Die religiösen und staatlichen Verhältnisse des Balkan sind das Ergebnis der Jahrhunderte währenden Auseinandersetzung zwischen westlichem und östlichem Christentum und der Grenzsituation einerseits zwischen westlichem Herrschaftsanspruch und byzantinischem Kaisertum im Mittelalter bzw. zwischen Habsburgerreich und weithin toleranter osmanisch-türkischer Herrschaft andererseits. Die Muslime in Bosnien - wahrscheinlich aus der Sekte der Bogomilen hervorgegangen - sind auf ihren europäischen Ursprung stolz und lebten immer in gutem Einvernehmen mit ihren christlichen Nachbarn; dasselbe Phänomen zeichnete die Albaner (im Kosovo und Albanien) und die türkische Bevölkerung im heutigen Bulgarien aus.

Erst der seit dem 19. Jahrhundert aufkeimende Nationalismus versuchte Religionszugehörigkeit für seine säkulareren Interessen zu mißbrauchen, konnte aber gerade in Bosnien die Muslime nicht von ihrem Weg des friedlichen Ausgleichs abbringen.

3. Der vordere Orient

Hier haben unter muslimischer Herrschaft die frühesten christlichen Gemeinden bis heute überlebt. Erst seit der europäische Nationalismus die Türkei und später andere Länder wie Persien erfaßte, waren die Christen (wie zum Beispiel die Syrisch-Orthodoxen oder die Armenier) als Sündenböcke willkommen, so wie im nationalistischen Deutschland die Juden seit dem 19. Jahrhundert. Die Leidenserfahrungen dieser syrisch-orthodoxen Christen in der Türkei, aber auch der Kopten in Ägypten, bleiben eine schwere Belastung für das Gespräch mit den Muslimen hier in Deutschland.

Bei allem zunehmendem Nationalismus im Nahen Osten (wie auch in der ehemaligen Sowjetunion) ist es nicht der Islam, sondern sind es die Machthaber, die von ihren ehemaligen Kolonialherren gelernt haben und jetzt ihre moslemischen Untertanen zu mißbrauchen versuchen. Das Beispiel der Kurden im Irak zeigt, daß nicht die Religion, sondern der Nationalismus die Spannungen schafft - hier kann man die Religion nicht als Vorwand gebrauchen.

Im Blick auf diesen historischen Hintergrund ist es nun nötig, nach Möglichkeiten gemeinsamen Handelns zu suchen. So gehen z.B. die Gesellschaften für christlich-

jüdische Zusammenarbeit im täglichen Miteinander ihre Probleme gemeinsam an. Das sollte auch mit Muslimen möglich sein, wenn hier die politisch-sozialen Strukturen und die unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen auch noch so anders erscheinen mögen.

Der Prozeß vertrauensbildender Begegnungen und des Aufeinanderzugehens wird gewiß unterschiedliche Phasen durchlaufen. Auf eher euphorische Erfahrungen werden Zeiten der Ermüdung und der Fremdheit (bis zur Resignationsgefahr) folgen. Dann wird es gut sein, sich zu erinnern, daß die Bemühung um gegenseitiges Verstehen eine Verheißung hat, die im Evangelium von Jesus Christus wurzelt, der mit Samaritern, Syrern, Römern und mit seinen eigenen Glaubensgenossen intensive religiöse Gespräche und offene Begegnungen hatte. Er redete mit allen, die dazu bereit waren, mit allen, die sich öffneten.

Was heißt das für die Praxis?

Wir haben stets zu differenzieren. Jede Glaubensgemeinschaft hat in der säkularen Gesellschaft ihre Probleme und ihre Chancen. Das gilt besonders für die Muslime aus den unterschiedlichsten Herkunftsländern: Türkei, Iran, Marokko, Jugoslawien oder Indien. Sie sind Sunniten oder Shiiten, auch Aleviten (vor allem bei den Kurden). Alle diese Gruppen sind sehr unterschiedlich organisiert und haben in Deutschland noch keinen fest verankerten öffentlich-rechtlichen Platz in unserer Gesellschaft für sich erungen.

Anmerkung: Folgende unterschiedliche islamische Gruppierungen haben wir in Deutschland zu beachten: (aus: Michael Mildenerger (Hrsg.), Kirchengemeinden und ihre muslimischen Nachbarn, Seite 17ff.).

- die "Ahmadiyya-Bewegung im Islam" aus Pakistan, mit Zentrum im Großraum Frankfurt/Main;
- mindestens drei Richtungen der türkisch-islamischen Verbände:
 - a) "Verband islamischer Kulturzentren e.V."; er verfügt über viele Erfahrungen im Blick auf die sozialen und religiösen Bedürfnisse seiner Leute und sucht das Gespräch mit der Kirche und der Öffentlichkeit.
 - b) "Milli Görüs Teskaliti" (Nationale Sicht), nationalistisch-religiös-fundamentalistisch ausgerichtet; es gehören dazu: die "Türkische Union Europas" (AMGT), das "Islamische Zentrum Köln e.V." und die "Deutschsprachige Islamische Frauengemeinschaft". Sie alle lehnen eine Integration in unsere christlich-säkulare Umwelt ab.
 - c) "Türkisch-islamische Union der Anstalt für Religion e.V." (DITIB); sie ist die Zweigorganisation des "türkischen Amtes für religiöse Angelegenheiten" in Deutschland mit ihrem Hauptsitz in Köln. Hier laufen die meisten regierungsoffiziellen Kontakte mit den deutschen und türkischen Behörden. Der Kontakt zu Staat, Kirche und Öffentlichkeit wird gesucht.

Aber um eine Identität im Sinne einer Integration zu erlangen und diese dann auch zu bewahren, sind unsere Freiheitsrechte (Freiheit der Religionsausübung) auch der Prüfstein für die Freiheitsrechte aller Muslime.

Wir holten Gastarbeiter ins Land, und es kamen Menschen, unter denen auch Muslime waren.

Auch als Staatsbürger sind wir daran interessiert,

- daß die Kinder der Fremden unter uns eine gute Ausbildung bekommen;
- daß die Kinder im Glauben erzogen werden;
- daß die Kinder vor allzu großer Reizüberflutung von Fernsehen, Videos, Spielsalons, Discos, Walkmans, aggressivem Sex und aggressiver Werbung gesetzlich geschützt werden.

Hier ist Zusammenarbeit notwendig, um Radikalisierungen und gesellschaftliche Verwerfungen in der Zukunft zu vermeiden. Noch besitzen die muslimischen MitbürgerInnen bei uns nicht die gleichen Rechte, die die Mitglieder der europäischen Gemeinschaft haben. Sie haben auch noch keine einheitliche politische Vertretung. Gänzlich ohne Lobby sind muslimische Asylbewerber und Flüchtlinge.

Unser Verständnis von Menschenwürde, Toleranz, Gleichheit und Freiheit sollte zu besonderer Rücksichtnahme führen. Das Eintreten für Freiheitsrechte widerspricht jeglicher Diskriminierung anderer.

3.2 Zugänge zum interreligiösen Dialog

a) *aus römisch-katholischer Sicht*

Die jüngste offizielle katholische Stellungnahme zum interreligiösen Dialog ist das am 19. Mai 1991 vom "Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog" und von der Vatikanischen "Kongregation für die Evangelisierung der Völker" gemeinsam herausgegebene Dokument: "Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierung zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi" (im Folgenden abgekürzt: DV). Die deutsche Übersetzung, die zunächst in *L'Osservatore Romano* - Wochenausgabe in deutscher Sprache (21. Jg., Nr. 31/32 vom 2.8.1991) und dann in der vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Reihe "Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls" (Nr. 102) erschienen ist, weicht leider an einigen Stellen gravierend vom englischen Originaltext ab.¹ Die folgende Darstellung der Position dieses Dokumentes entstammt dem Beitrag von Perry Schmidt-Leukel "Der schwierige Weg vom Gegeneinander zum Miteinander der Religionen. Neue Dokumente zur theologischen Grundlegung des interreligiösen Dialogs", in: *Una Sancta* 47(1992)54-77.

Im Anschluß an das 1984 veröffentlichte Dokument "Gedanken und Weisungen zu Dialog und Mission"² und in Ergänzung zur jüngsten Missionszyklika "Redemptoris Missio"³ will diese Stellungnahme die Aussagen zum Verhältnis von Dialog und Verkündigung vertiefen. Die nun veröffentlichte Fassung ist das Ergebnis eines intensiven Reflexionsprozesses (seit 1986), in dessen Verlauf mehre-

re Entwürfe erstellt und z.T. weltweit den Bischofskonferenzen zur Begutachtung vorgelegt wurden. Trotz dieser langen Vorgeschichte und der Breite des in die Diskussion einbezogenen Kreises zeichnet sich dieses umfangreiche Dokument durch eine enorme stilistische, inhaltliche und thematische Kohärenz aus. Nach einer längeren Einführung, in der das Dokument an die mit der Erklärung des II. Vatikanischen Konzils "Nostra Aetate" anhebende lehramtliche Reflexion des interreligiösen Dialogs anknüpft, folgen drei Hauptteile: I. Interreligiöser Dialog, II. Die Verkündigung Jesu Christi, III. Interreligiöser Dialog und Verkündigung. Das Dokument endet mit einer kurzen, aber wichtigen Schlußbemerkung.

Die bedeutendste religionstheologische Aussage von DV besteht in einer eindeutigen Bekräftigung des Heilswegcharakters anderer Religionen. Sie findet sich in Nr. 29 und 68: "... die Anhänger anderer Religionen antworten immer dann positiv auf Gottes Einladung und empfangen sein Heil in Jesus Christus, wenn sie in ehrlicher Weise das in ihren Traditionen enthaltene Gute in die Tat umsetzen und dem Spruch ihres Gewissens folgen. Dies gilt sogar für den Fall, daß sie Jesus Christus nicht als ihren Erlöser erkennen oder anerkennen ..." (DV 29). "Sie mögen in vielen Fällen schon implizit auf Gottes Heilsangebot in Jesus Christus geantwortet haben; ein Zeichen dafür mag die aufrichtige Praxis der je eigenen religiösen Traditionen sein, und zwar insofern diese echte religiöse Werte enthalten" (DV 68)⁴. Mit diesen Aussagen schafft das Dokument endlich unzweideutige Klarheit über die offizielle römische Position, da entgegen der schon bisher gängigen theologischen Interpretation vereinzelt bezweifelt oder

sogar bestritten wurde, daß die offizielle katholische Position den nicht-christlichen Religionen einen Heilswegcharakter zubillige⁵.

Die Bestätigung eines Heilswegcharakters nichtchristlicher Religionen ist das konsequente Resultat heilsgeschichtlicher, gnadentheologischer und ekklesiologischer Erwägungen. Die Gottebenbildlichkeit, zu der der Mensch erschaffen wurde, verleiht der Menschheit einen einzigen Ursprung und macht sie zu einer Familie. Alle Menschen haben eine gemeinsame Bestimmung, die "Fülle des Lebens in Gott" (DV 28). Es gibt nur eine Heilsgeschichte für die ganze Menschheit (DV 19). Die Vätertheologie wird zustimmend auf den Satz gebracht: "Geschichte wird zur Heilsgeschichte, insofern sich Gott durch sie stetig offenbart und mit den Menschen ins Gespräch tritt" (DV 25). Gott wirkt universal durch sein Wort und seinen Geist (DV 17 u. 28). Die positiven Werte im religiösen Leben der nichtchristlichen Gläubigen und "auch in den religiösen Traditionen selbst, denen sie angehören", werden auf dieses universale Wirken Gottes zurückgeführt (DV 17 u. 26). Die ganze Menschheit ist von einem einzigen Heilsplan umfaßt, dessen "Zentrum" Jesus Christus ist, der sich gewissermaßen mit jedem Menschen verbunden hat (DV 28). Somit haben "alle erlösten Menschen, wengleich in Verschiedenheit, dennoch an dem einen und selben Geheimnis der Erlösung in Jesus Christus durch den Heiligen Geist teil "(DV 16, Überschrift), "elements of grace" (DV 30 u. 31) sind "Gnadenelemente, die in der Lage sind, die positive Antwort ihrer Anhänger auf Gottes Einladung zu unterstützen" (DV 30, eigene Übers.)⁶.

Als Instrumente göttlichen Heilswirkens rücken die anderen Religionen somit in die Nähe der Bestimmung der christlichen Kirche⁷. Hierin folgt DV ganz der Linie sakramentaler Ekklesiologie, wie sie vom II. Vatikanum eingeschlagen wurde (DV 33). Als Zeichen und Werkzeug des Heils steht die Kirche im Dienst des Reiches Gottes. Die Wirklichkeit des Reiches Gottes ist jedoch weiter als die Grenzen der Kirche; die Anhänger anderer Religionen haben an ihr teil, "insofern sie Werte des Evangeliums leben und für das Wirken des Geistes offen sind" (DV 35). Es handelt sich allerdings innerhalb wie außerhalb der Kirche um eine nur anfängliche ("inchoate") Verwirklichung des Reiches, die erst in der zukünftigen Welt zu ihrer vollen Verwirklichung kommen wird (DV 34 u. 35). Da die Vollendung noch aussteht, ist nicht alles gut und göttlich, was religiös ist. Dies gilt für die Kirche und für die Religionen. Die Religionen (DV 31 u. 79) und die Kirche (DV 32, 36 u. 79) unterliegen menschlicher Begrenzung und kennen die negativen Auswirkungen der Sünde. Daher bedarf es der Entwicklung von Kriterien, nach denen sich Heilsames von Unheilsem unterscheiden läßt (DV 30). Lassen sich Kirche und Religionen wechselseitig kritisch herausfordern, dann können sie einander zur Reinigung und Vervollkommnung im Hinblick auf das eine gottgesetzte Ziel der Heilsgeschichte dienen (z.B. DV 32, 36, 49 u. 79).

Diese Konzeption gipfelt in dem Bild einer gemeinsamen Pilgerschaft von Kirche und Religionen, womit DV ein Motiv aus den "Guidelines on Dialogue"⁸ des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) konstruktiv aufgreift: "... der Auftrag der Kirche erstreckt sich auf alle. Auch in

bezug auf die Religionen, denen sie angehören, kann die Kirche im Dialog eine prophetische Rolle erhalten. Indem sie Zeugnis von den Werten des Evangeliums gibt, wirft sie für diese Religionen Fragen auf. Genauso mag sich die Kirche, insofern sie selbst den menschlichen Begrenzungen unterliegt, herausgefordert sehen. Indem sie also diese Werte im Eifer für und der Achtung vor dem Geheimnis Gottes fördern, finden sich die Mitglieder der Kirche und die Anhänger der anderen Religionen gegenseitig als Gefährten auf dem gemeinsamen Weg, *den zu gehen die Menschheit berufen ist*⁹. Am Ende des Gebets- und Fasttages der Pilgerfahrt für den Frieden nach Assisi sagte Papst Johannes Paul II.: "Laßt uns darin eine Vorwegnahme dessen sehen, was Gott von der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit gern verwirklicht sehen möchte: eine brüderliche Wanderung, auf der wir uns gegenseitig begleiten zum transzendenten Ziel, das er uns gesetzt hat" (DV 79).

Auf der Basis dieser inklusivistischen religionstheologischen Konzeption entfaltet DV die Zuordnung von Dialog und Verkündigung, wobei DV selbst die Notwendigkeit betont, den interreligiösen Dialog theologisch zu fundieren (DV 14 u. 78). Grundsätzlich folgt DV dabei jener Zuordnung, wie sie sich seit des erneuerten Missionsverständnisses des II. Vatikanums immer mehr durchgesetzt hat. Nicht die Kirche sendet und "missioniert", sondern ihr Dasein selbst ist im Sinne ihrer göttlichen Sendung zu verstehen. "Mission" ist somit seit "Lumen Gentium" und "Ad Gentes" im umfassenden Sinn als Wesensbestimmung des sakramentalen kirchlichen Heilswirkens in der Welt zu verstehen. Im Rahmen dieser ihrer Sendung kommt der

Verkündigung des Evangeliums ein herausragender Charakter zu. In dieser umfassenden Sendung sind Dialog und Verkündigung folgendermaßen aufeinander bezogen: "Wahrer interreligiöser Dialog setzt von seiten der Christen den Wunsch voraus, Jesus Christus besser bekannt und anerkannt zu machen und die Liebe zu ihm zu wecken; die Verkündigung Jesu Christi muß im dialogischen Geist geschehen" (DV 77). Diese Konzeption ist nicht neu und liegt ausgeprägt bereits in dem Dokument "Dialog und Mission" von 1984 vor¹⁰. Neu ist vielmehr, daß sich DV offensichtlich viel stärker der Problematik bewußt ist, die aus einer inklusivistischen Religionstheologie für die Konzeption des interreligiösen Dialogs erwächst.

Unter den Schwierigkeiten, denen sich die Verkündigung des Evangeliums gegenüber sieht, wird auch genannt: "Die Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften könnten befürchten, daß die Evangelisierung der Kirche in der Zerstörung ihrer eigenen Religion und Kultur enden könne" (DV 74,b), und der dritte Entwurf von DV (vom März 1989) enthielt analog dazu unter den "Hindernissen des Dialogs" den Hinweis auf die "Befürchtung einiger, der Dialog sei eine neue Strategie, die sich die Kirche ausgedacht habe, um Konversionen zum Christentum zu bewirken" (DV, 3rd draft, 31,7). Leider ist diese Formulierung in der endgültigen Fassung zu dem Hinweis auf "Mißtrauen gegenüber den Motiven der Dialogpartner" (DV 52,h) verkürzt worden. Die Bemerkungen in DV 74 und 52 bezeugen jedoch immer noch deutlich, daß man sich des Kerns der Probleme bewußt ist. Und so setzt DV alles daran, einerseits nicht zu verleugnen, daß Verkündigung sowohl den Wunsch, Jesus Christus möge anerkannt

werden (z.B. DV 77), beinhaltet als auch die Einladung zum Eintritt in die Gemeinschaft der an Jesus Glaubenden (z.B. DV 10), und andererseits den religiösen Gesprächspartner als einen eigenständigen Gefährten auf dem religiösen Menschheitsweg zu akzeptieren und als solchen zu begrüßen. Daher ist es grundlegend, daß DV den Anhängern nichtchristlicher Religionen eine Heilsmöglichkeit auch für den Fall zubilligt, daß "sie Jesus Christus nicht als ihren Erlöser erkennen oder anerkennen" (DV 29). Denn nur unter dieser Voraussetzung kann der Anhänger einer nichtchristlichen Religion zugleich in seiner Eigenart und im vollen christlichen Sinn gewürdigt werden. Wenn Christen die Werte der nichtchristlichen Religionen im vollen soteriologischen Sinn als solche anerkennen, dann gibt es logisch gar keine andere Möglichkeit, als sie mit jenen theologischen Prädikaten zu belegen, mit denen nun einmal christlich das Heilswirken Gottes bezeichnet wird. Jede Anerkennung von Werten in nichtchristlichen Religionen, die davon Abstand nimmt, diese als "heilsvermittelnd", "evangeliumsgemäß", "gnadenhaft", "geistgewirkt", "gottgewollt", "auf das Christusgeheimnis bezogen" usw. zu bezeichnen, läßt den nichtchristlichen Dialogpartner wie den Mitchristen im Zweifel darüber, ob wirklich eine volle Würdigung der nichtchristlichen Religion beabsichtigt ist!

Die Nagelprobe, wieweit die theologische Akzeptanz und Würdigung des nichtchristlichen Dialogpartners reicht, besteht auch für DV in der Frage einer Wechselseitigkeit des religiösen Zeugnisses bzw. nach der Offenheit der Partner, im Dialog voneinander zu lernen und zu empfangen. Im Hinblick auf eine interreligiöse Lernmöglichkeit

stellen sich dabei einer inklusivistischen Religionstheologie zwei Probleme:

(1) Inwieweit kann überhaupt ein theologischer Lernprozeß für möglich gehalten werden, wenn der Inklusivismus gerade durch die Superiorität der eigenen Heilserkenntnis (im Sinne vollkommener, "unüberbietbarer" göttlicher Offenbarung) begründet wird?

(2) Inwieweit kann es vom anderen etwas (theologisch) Wesentliches zu lernen geben, was nicht schon inklusivistisch in der eigenen Heilserkenntnis vorhanden ist?

Die Wechselseitigkeit der Verkündigung bzw. des religiösen Zeugnisses wird von DV für den interreligiösen Dialog als selbstverständlich vorausgesetzt (DV 9, 48, 83). Angesichts der "Fülle der göttlichen Offenbarung in Jesus Christus" (DV 37) konzipiert DV eine grundsätzliche Lernmöglichkeit in dreifacher Hinsicht:

(1) Es gibt einen Fortschritt in der Erkenntnis und im Verständnis der Offenbarung bis hin zur eschatologischen Fülle (DV 37).

(2) Daß in Jesus die Fülle der Wahrheit geschenkt ist, besagt nicht, daß jeder Christ in ihrem Vollbesitz ist (DV 49). Das christliche Verständnis und die christliche Praxis der eigenen Religion bedürfen wegen ihrer menschlichen Begrenzung und Sündhaftigkeit der Läuterung (DV 32 u. 36).

(3) "Gegenstand" der christlichen Wahrheitserkenntnis ist nicht eine Sache, sondern die lebendige personale Wirk-

lichkeit Gottes, die wir nicht besitzen, sondern die von uns Besitz ergreifen soll. Letzteres aber sei "ein nicht endender Prozeß" (DV 49). Damit ist eine grundsätzliche Lernmöglichkeit auch im Sinne eines echten religiösen Erkenntnisfortschritts bekräftigt und zugleich die Beantwortung der zweiten Frage nach der Möglichkeit, von nichtchristlichen Dialogpartnern zu lernen, eröffnet. Weil Gott sich auch den Anhängern anderer Religionen offenbart hat (DV 48), weil Jesus Christus jenseits der sichtbaren Grenzen der Kirche wirkmächtig zugegen ist (DV 50), "müssen Christen dazu bereit sein, von und durch andere Menschen die positiven Werte ihrer Traditionen kennenzulernen und zu empfangen" (DV 49). Dieser Lernprozeß kann unter Umständen zu einer Reinigung des eigenen Glaubensverständnisses führen (DV 49) und den Glauben um "neue Dimensionen" bereichern (DV 50). Daher setzt der Dialog den Willen voraus, "gemeinsam zur Wahrheitsfindung beizutragen, und die Bereitschaft, sich selbst durch die Begegnung verwandeln zu lassen ..." (DV 47).

Natürlich soll und darf in diesem dialogischen Lernprozeß nicht naiv und unkritisch vorgegangen werden. Gerade die Öffnung für eine mögliche Übernahme von fremdreligiösen Einsichten und Werten setzt die Entwicklung einer soliden Kriteriologie voraus, die es ermöglicht, die gottgewirkten Gnadenelemente in anderen Religionen zu erkennen (DV 30). DV verweist hierbei sowohl auf die ethische Dimension (durch den Hinweis auf die "Früchte des Geistes" nach Gal 5,22 in DV 30) als auch auf die kognitive Dimension "möglicher Widersprüche" zwischen den Religionen bzw. ihren Aussagen (vgl. DV 31, 41 u. 47)¹¹. Ge-

rade dort zeigen sich nun aber die Chancen des Dialogkonzepts. Der interreligiöse Dialog eröffnet, indem er wechselseitigem Zeugnis und wechselseitiger Kritik Raum gibt, den Religionen die Möglichkeit zur gegenseitigen "Reinigung" und zum gemeinsamen Streben nach dem göttlichen Licht und seiner Wahrheit (DV 84). So ist es insbesondere die Einbindung in das Bild der gemeinsamen Pilgerschaft, die die Zuordnung von Dialog und Verkündigung abschließt. Der interreligiöse Dialog ist "Teil des von Gott ausgehenden Heilsdialogs" (DV 83). Er schließt "Gegenseitigkeit ein und zielt darauf ab, Furcht und Gewalttätigkeit abzubauen" (DV 83). Durch ihn kann die Kirche ihre Bestimmung als "Sakrament, d.h. Zeichen und Werkzeug", erfüllen (DV 80). Daher soll sie nicht allein den Dialog "zwischen ihr und den anderen religiösen Traditionen, sondern auch zwischen diesen Traditionen selbst" fördern (DV 80). Gerade zu dieser umfassenden Förderung des Dialogs bedarf es - wie die Schlußbemerkung von DV ausführt - einer aufmerksamen Berücksichtigung der unterschiedlichen konkreten Gestalt der Religionen (DV 87), einer intensiven Ausbildung (DV 88) und einer persönlichen Zurüstung jedes einzelnen Christen für diese Aufgabe (DV 89).

Anmerkungen:

- (1) *Gelegentlich entsteht der Verdacht, daß die Übersetzer theologisch nicht kundig sind, z.B. wenn in Nr. 37 mit explizitem Bezug auf Dei Verbum "the council" mit "der Rat" übersetzt wird. Der engl. Originaltext liegt vor in: Catholic International vom 1.-14.10.1991 (vol. 2, no. 17) und in: Origin. CNS documentary service vom 4.7.1991 (vol. 21, no. 8).*

- (2) *Siehe Una Sancta 43(1988)201-209.*
- (3) *Deutscher Text in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 100 vom 7.12.1990.*
- (4) *Das einschränkende "mag" ist im englischen Text nur auf die Möglichkeit des Heilserwerbs bezogen und nicht auf die Zeichenhaftigkeit der religiösen Praxis: "They may in many cases have already responded implicitly to God's offer of salvation in Jesus Christ, a sign of this being the sincere practice of their own religious traditions insofar as these contain authentic religious values."*
- (5) *Vgl. z. B. D.C. Mulder, Die theologische Diskussion über die Begegnung mit Andersgläubigen, in: Ökumenische Rundschau 38(1989)274.*
- (6) *Die deutsche Übersetzung von DV übersetzt "elements of grace" in DV 30 u. 31 mit "Spuren der Gnade". Diese Übersetzungsmöglichkeit, die analog zu der idiomatischen Wendung "an element of truth" ("ein Körnchen Wahrheit") gebraucht sein dürfte, ist hier aus folgenden Gründen eindeutig abzuweisen:
*Erstens: Sie widerspricht dem zugrundeliegenden theologischen Konzept, wonach die Heilsvermittlung durch andere Religionen ekklesial und sakramental gedacht ist. Die Formulierung "elements of grace" dürfte mit Bedacht gewählt sein und die Nähe zur Gnaden- und Sakramententheologie anzeigen, wie die Formulierung "capable of sustaining the positive response of their members to God's invitation" in DV 30 verdeutlicht. Daß die deutschen Übersetzer dieses Dokuments theologisch nicht versiert zu sein scheinen, legen andere Übersetzungsfehler nahe (vgl. das Beispiel oben Anm. 1). Konsequenter unterschlägt die deutsche Übersetzung an dieser Stelle denn auch das "capable", da eine solche hohe theologische Qualifikation nicht zu "Spuren der Gnade" paßt.
Zweitens: Die Übersetzung von "elements of grace" mit "Spuren der Gnade" wirkt eindeutig minimalistisch und widerspricht damit dem logischen Duktus des Textes. In**

DV 31 heißt es: "To say that the other religious traditions include elements of grace does not imply that everything in them is the result of grace." Diese Einschränkung macht nur Sinn, wenn "elements of grace" nicht minimalistisch gemeint ist.

Drittens: In dem soeben zitierten Satz wird "elements of grace" analog gebraucht zu "result of grace" ("Ergebnis" oder "Wirkung der Gnade"). Dies verträgt sich besser mit der Nähe der wörtlichen Übersetzung ("Elemente der Gnade" bzw. "Gnadenelemente") zur Sakramententheologie als mit der minimalistischen Übersetzung. Die Charakterisierung der Werte anderer Religionen als "Wirkungen der Gnade" liegt auch in der Überschrift zu DV 16 vor. Die deutsche Übersetzung verwendet hier jedoch zur Übersetzung von "effects of God's grace" ebenfalls "Spuren der Gnade", was zumindest an dieser Stelle nun auch sprachlich eindeutig falsch und unzulässig ist! Es ist bedauerlich und ärgerlich, daß gerade in dieser zentralen Aussage von DV die Übersetzung in einem offiziellen kirchlichen Publikationsorgan fehlerhaft und völlig irreführend ist! Eine theologisch ebenfalls gewichtige Fehlübersetzung ist unten in Anm. 9 vermerkt.

- (7) Die Anerkennung anderer Religionen als mögliche Heilswegen impliziert nach katholischem Verständnis zwangsläufig die Anerkennung einer ekklesialen Funktion, da die religiös-institutionelle Vermittlung des Heils gar nicht anders als sakramental gedacht werden kann und somit die grundlegende Bestimmung des katholischen Kirchenverständnisses im Sinne einer sakramentalen Ekklesiologie gegeben ist. Vgl. hierzu: H. Döring, *Der universale Anspruch der Kirche und die nichtchristlichen Religionen*, in: MThZ 41(1990)73-97, sowie für die daraus zu ziehende Konsequenz eines ökumenischen Verständnisses der interreligiösen Beziehungen: H. Döring/P. Schmidt-Leukel, *Interreligiöser Dialog als ökumenisches Problem*, in: Catholica 44(1990)221-241.

- (8) *Explizit verweist DV auf die Arbeit des ÖRK und die "Guidelines" in der Einleitung (DV 7) und der dazugehörigen Anm. 4. Zur Einordnung der "Guidelines" in den ökumenischen Reflexionsprozeß zum interreligiösen Dialog vgl. Gerhard Voss, Die Suche nach einer Hermeneutik des interreligiösen Dialogs. Phasen der ökumenischen Diskussion, in: Una Sancta 43(1988)178-188. In deutscher Sprache sind die "Guidelines" am leichtesten greifbar in: U. Berger/M. Mildenerger (Hg), Keiner glaubt für sich allein, Frankfurt a. M. 1987, 65-81.*
- (9) *Bei der kursiv gesetzten Formulierung handelt es sich um meine eigene Übersetzung (G. Voss), da der deutsche Text des L Osservatore hier erneut nicht dem Original folgt. Während die Originalfassung lautet: "find themselves to be companions on the common path which humanity is called to tread", liest der deutsche Text: "finden sich ... gegenseitig als Gefährten auf dem gemeinsamen Weg der Humanität." Diese Übersetzung ist wiederum nicht nur sprachlich falsch und unhaltbar, sondern auch theologisch irreführend. Die deutsche Formulierung erweckt den Eindruck, die gemeinsame Pilgerschaft von Kirche und Religionen beziehe sich allein auf den Bereich der Verwirklichung humanitärer Werte, wohingegen der Originaltext - unterstrichen durch das folgende Zitat von Johannes Paul II. - eindeutig die gemeinsame Einbettung in die Heilsgeschichte bzw. die göttliche Berufung der einen Menschheit meint.*
- (10) *Vgl. oben Anm. 2.*
- (11) *Von kriteriologischem Wert ist auch die Aufzählung der "Dimensionen des Reiches Gottes" in DV 80 (der deutsche Text übersetzt "dimensions" fälschlich mit "Auswirkungen"), "Wahrheit und Leben, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden", die durch interreligiöse Zusammenarbeit befördert werden sollen.*

b) aus evangelisch-lutherischer Sicht

Im Frühsommer des Jahres 1991 erschien eine Studie mit dem Titel "Religionen, Religiosität und christlicher Glaube". Sie wurde erarbeitet von einer gemeinsamen Kommission der VELKD und der Arnoldshainer Konferenz. Natürlich handelt es sich bei einer solchen Studie nicht um einen so offiziellen Text wie ein Konzilsdokument oder eine vatikanische Erklärung. Aber diese Studie markiert in gewisser Weise doch den Standort, den der deutsche Protestantismus gegenwärtig in der Frage des interreligiösen Dialogs einnimmt.

Religionen als Gottes Handeln in der Welt

Diese evangelische Studie beschreitet einen religionstheologisch neuen Weg: nämlich darin, daß sie die Religionen insgesamt dem Handeln Gottes in der Welt zuweist. Anders als in der neueren katholischen Religionstheologie enthält man sich bewußt jeder Äußerung über die Heilmöglichkeiten oder den Heilsweg der nichtchristlichen Religionen. Aber auch hier wird ihnen ein positiver Ort im Welthandeln Gottes zugewiesen: Sie sind dem christlichen Glauben nichts völlig Fremdes, Falsches oder gar Dämonisches. Das bedeutet allerdings auch keine theologische Heiligsprechung. Wie alles, was Menschen in ihre Hände bekommen, können sie auch Gottes Welthandeln in den Religionen nach ihrem eigenen Willen verdrehen und damit gottwidrig wenden. Diese Macht der Sünde macht auch vor den Religionen nicht halt. Hier bricht sich ein Verständnis von Religion und Religionen Bahn, das ihre Wirklichkeit als Gottes Welthandeln ernst nimmt, ohne

darüber die dunklen Seiten religiöser Eigenmächtigkeit und Selbstbehauptung zu leugnen.

Begegnung mit anderen Religionen

Von ihrem theologischen Ansatz her stellt die Studie eine dreifache Handlungsbegründung für die christlichen Kirchen in der Begegnung mit nicht-christlichen Religionen heraus. Als theologische Begründung ist sie nach dem dreifachen Handeln Gottes gegliedert:

- a) Der Geist Gottes - die Mission der Kirche
 - b) Das Wort Gottes - der Dialog der Kirche
 - c) Gott der Schöpfer - die Konvivenz der Kirche mit anderen Religionen
-
- a: Nach dem Verständnis des Geistes im Neuen Testament kann die Kirche gar nicht anders, als jeweils über ihre bestehenden Grenzen hinauszugehen und durch die Verkündigung von Jesu Wort, Werk und Person in der Welt wirksam zu werden. Der Geist vergegenwärtigt Gottes Heils- und Welthandeln jeweils neu, und zwar in den Menschen, die er sich zu Jüngern und damit zu Zeugen beruft. Insofern ist die Kirche als Leib Christi und als Tempel des heiligen Geistes stets verkündigende, das ist missionierende Kirche.
 - b: Jesu eigene Tätigkeit war jedoch nie zwingende Nötigung, sondern stets Anrede und damit Einladung zur eigenen Antwort der Angeredeten. Deshalb muß auch die christliche Mission, das Zeugnis, stets "Logos" sein, das heißt Dialog und Freisetzung zur eigenständigen

gen Antwort. Es gehört wohl zu den großen Mißverständnissen der gegenwärtigen ökumenischen Diskussion, daß Dialog oft als Alternative oder Ersatz für Mission gebraucht wird. Dialog ist die Art des Zeugnisses, die dem jeweils anderen die Freiheit läßt, eigenständig zu antworten - oder auch nicht - und so selbst Subjekt seiner eigenen Überzeugung, Meinung zu sein und zu bleiben oder sich selbst zu bekehren.

- c: Der Begriff der Konvivenz ist erst jüngst in die religionstheologische Diskussion eingeführt worden. Er stammt aus der lateinamerikanischen Befreiungstheologie bzw. Befreiungspädagogik. Er bezeichnet dort ein Sich-Einlassen auf die soziale Wirklichkeit der Armen und Unterdrückten, ein echtes "Teilen" der Lebenswirklichkeit mit ihnen, wie es in den Basisgemeinden gelebt wird. Religionstheologisch gewendet bedeutet dann Konvivenz ein Herausgehen der Christen aus ihrem eigenen Selbstverständnis in die Wirklichkeit anderer Religionen hinein, wobei diese eben als Teil des Welthandelns Gottes verstanden werden. Gott ist ihnen nicht fern, wie er allen menschlichen und geschichtlichen Ereignissen nicht fern ist.

Freiheit in der Wahrheit

In dieser dreifachen Bewegung - Mission, Dialog, Konvivenz - werden die anderen Religionen ernst genommen als das, was sie von Gott her sind. Andererseits verleugnet aber die christliche Kirche nicht ihren missionarischen Weltauftrag. Kritisch auf sich selbst bezogen heißt das aber auch, daß die Kirchen in ihrem Tun sich nicht ego-

zentrisch nur mit sich selbst befassen können. Die Religionen der Welt wie auch die neureligiösen Bewegungen gehören in das Blickfeld der Kirchen. Das bedeutet dann auch, daß christliche Kirchen bereit sein werden, mit anderen Religionen, wo immer das möglich ist, in ein konstruktives Gespräch einzutreten über Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung dessen, was wir Christen "die Schöpfung" nennen. Die drei beschriebenen Begegnungsweisen geben den Kirchen einen theologischen Handlungsrahmen, der sie befähigt, neu in das Gespräch und die Auseinandersetzung mit den Religionen der Welt einzutreten. Der Absolutheitsanspruch des Christentums als geschichtlicher Religion wird relativiert: die christliche Wahrheit wird in Wort und Tat bezeugt; aber als die Wahrheit, die frei macht: uns selbst und andere und auch Gott, indem sie ihn nicht besitzergreifend beschränkt auf eine Religion oder gar auf eine christliche Konfession.

c) aus freikirchlicher Sicht

"Der Weg, der Jesus ist, UND der Weg, den Jesus ging"

Einige Freikirchen - dazu gehören auch die Mennoniten - berufen sich auf die Täuferbewegung im 16. Jahrhundert als ihren Ursprung. Da die Anfänge dieser Kirchen durch heftige Auseinandersetzungen mit den damals bestehenden großen Kirchen gekennzeichnet waren, sei es erlaubt, von diesen "Anfängen" her den Zugang zum interreligiösen Dialog zu beleuchten und zu begründen.

In einer Zeit, in der es gesetzlich geregelt wurde, zu welcher Kirche jemand zwangsläufig zu gehören hat, lebten

und starben die Täufer für die Überzeugung, daß nichts anderes als die Nachfolge Jesu über die Zugehörigkeit zum Leib Christi und damit zur Gemeinde (Kirche) entscheiden kann. "Nachfolge Jesu" wurde als echter christlicher Glaube angesehen, der weder staatlich verlangt noch gesetzlich geregelt werden kann. Gemeindegliederung sollte durch die freie Entscheidung des mündigen Menschen erfolgen. So entstanden die Gemeinschaften der Glaubenden oder Nachfolgenden, die heute "Freikirchen" genannt werden.

Die Täufer waren damals alles andere als "frei". Für ihre Überzeugungen erlebten sie nicht eine "Freisetzung" in der Ausübung ihres Glaubens, sondern Verdammung, Verfolgung, Vertreibung bis hin zur Vernichtung.

Was hieß in dieser Zeit "interreligiöser Dialog"? In den damaligen Auseinandersetzungen zwischen den Staatskirchen und den täuferischen Gemeinden anerkannte keiner der beiden Gruppierungen die andere als echt "christlich". "Dialog" damals geschah nicht in Form einer ruhigen theologischen Diskussion, in der jeder die positiven Züge des anderen sucht, sondern "Dialog" geschah z.B. dann, wenn ein radikaler Täufer die Predigt eines Pfarrers unterbrach und das Recht des Predigers, Gottes Wort zu verkündigen, in Frage stellte. Oder Dialog fand statt, wenn ein Täufer wegen einer Überzeugung vor Gericht gestellt wurde und hier sein ihm von Gott gegebenes Recht und seine Pflicht, seinen Glauben zu bezeugen, verteidigte. Das wurde in der Regel von den Behörden zum Anlaß genommen, ihn zum Tode zu verurteilen.

Sich gegenseitig zu akzeptieren oder zumindest sich stehenzulassen, war damals nicht möglich. Jede Gruppe hielt die andere für Verräter. Vertreter der Großkirchen hielten die Täufer für Verräter und Gotteslästerer, weil sie den Behörden und Kirchen gegenüber nicht gehorsam waren. Die Täufer verurteilten die Großkirchen als Verräter und Gotteslästerer, gerade weil sie dem Staat und ihren Institutionen gegenüber Gehorsam leisteten. Nach Meinung der Täufer konnten die Machthaber (Priester, Bischöfe und Pfarrer miteingeschlossen) unmöglich Nachfolger Jesu sein. Deren Bereitschaft, nach dem Schwert zu greifen, um ihre Feinde mit Gewalt zu überzeugen oder gar zu töten, war Beweis genug.

Seit damals hat sich viel geändert. Heute leben in Deutschland die Freikirchen und Staatskirchen (bzw. Landeskirchen) relativ friedlich nebeneinander her. Und viele Freikirchen haben nur noch ein distanziertes Verhältnis zu den ursprünglichen Freikirchen der Reformationszeit. Kaum jemand fühlt sich heute gezwungen, irgendeiner Kirche beizutreten. Vertreter der Staatskirchen erkennen das Recht des einzelnen Menschen an, eigene religiöse Entscheidungen zu treffen. So gesehen wird "Toleranz" heute von fast allen modernen Deutschen gelebt, wie es die Täufer damals schon gerne gehabt hätten: Das Recht des einzelnen, eigene religiöse Entscheidungen zu treffen, wird weitgehend anerkannt.

Aber in einem anderen Punkt leben heute nur wenige Christen so, wie es die Täufer damals gerne gehabt hätten: die Bereitschaft des einzelnen, für die Überzeugung, daß Jesus der einzige Weg zum Vater ist, zu leben *und* zu

sterben und ihn im Umgang mit Andersdenkenden und Andersglaubenden zum allein gültigen Vorbild zu machen. Das bedeutet, sich verachten oder sogar töten zu lassen, statt andere anzugreifen, sich gegen sie zu wehren oder sie gar zu vernichten.

Jesus wird heute kaum noch als " der allein gültige Weg zu Gott" betrachtet. Und Jesus wird heute kaum noch als "das Vorbild, wie Menschen mit Andersglaubenden umgehen sollen", angenommen.

Die Täufer damals waren nicht frei von Verfehlungen. Nicht alle lebten konsequent nach dem Vorbild Jesu, den sie als den einzigen Weg betrachteten. *Aber* wenn man heute glaubt, daß Kreuzzüge und Religionskriege und Antisemitismus usw. nur dann vermieden werden können, wenn man den "Ausschließlichkeitsanspruch Jesu" aufgibt, dann vergißt man, was die Täufer des 16. Jahrhunderts schon glaubten und zu praktizieren versuchten. Natürlich ist nicht auszuschließen, daß die Nachfolger Jesu von Andersglaubenden abgelehnt, vielleicht auch getötet werden. Aber es darf nie unser höchstes Ziel sein, dies zu vermeiden - nicht wenn wir Jesus als Vorbild haben.

Es wird heute oft behauptet, daß Toleranz anderen Religionen gegenüber voraussetzt, daß jeder den anderen für genau so "richtig" betrachtet. Daß alle Religionen ohne Irrtum behaupten können, daß sie einen Weg zu Gott gefunden haben, der genauso gut ist wie der christliche Weg. Die meisten Mitglieder der Freikirchen würden eine solche Einstellung in Frage stellen. Das Recht, so etwas zu *sagen* und zu *glauben*, haben natürlich alle Menschen.

Aber als Christen können wir ihnen in diesem Punkt nicht recht geben.

Der "Ausschließlichkeitsanspruch Jesu" ist nicht etwas, was die Gemeinde Jesu erfand, um über Andersglaubende Macht ausüben zu können. Nein, Jesus selbst erhob einen "Ausschließlichkeitsanspruch". Jesus akzeptierte den Ausschließlichkeitsanspruch Jahwes ohne Vorbehalt: "Du sollst keine anderen Götter haben neben mir ... Denn ich, Jahwe, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott." (2Mose 20,2ff). Und er fügte seinen eigenen hinzu: "Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich ..." "Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben: niemand kommt zum Vater denn durch mich." (Mt 12,30; Joh 14,6).

Wenn jemand diese Ansprüche ernst nimmt, dann kann er einen interreligiösen Dialog nicht so praktizieren, wie es heute viele tun wollen. Er kann weder "Inklusivismus" (alle Wege können gleich gut sein) akzeptieren. Noch kann er "Relativismus" (es gibt keinen wirklich richtigen Weg, nur einen richtigen Weg für mich) vertreten. Genauso wenig kann er Synkretismus (wir müssen das Beste von allen Religionen herausholen) gelten lassen. Er kann als Nachfolger Jesu nur an "Exklusivismus" (kein anderer Weg ist endgültig der Weg zu Gott) glauben. Es bleibt dann noch sehr viel Raum für Diskussionen, wie genau Jesus der Weg zum Vater ist, was es heißt, das zu akzeptieren, wie unterschiedlich man das verstehen darf usw. Es bleibt noch sehr viel Raum für Diskussion, was ein barmherziger Gott mit denen tun wird, die diesen Weg nicht gefunden haben. Aber zu sagen, Jesus ist nur *ein* Weg unter vielen anderen zu Gott, das kann kein Nachfolger Jesu sagen.

Das würde nämlich bedeuten, das abzulehnen, was Jesus selbst als Voraussetzung für seine Nachfolger bestimmt hat.

Aber, so klagt der Andersdenkende, dann können wir Kreuzzüge und Religionskriege und Antisemitismus nicht vermeiden. Dann ist echter religiöser Dialog nicht möglich. Freikirchen, zumindest solche, die die Einstellung der Täufer vertreten, behaupten etwas anderes. Denn Jesus als Herr anzuerkennen, schließt mehr ein, als seinen Ausschließlichkeitsanspruch anzuerkennen. Es schließt auch die Bereitschaft ein, den Weg zu gehen, den Jesus ging: alle Menschen zu lieben (auch wenn sie feindlich gesinnt sind), bereit zu sein, das eigene Leben sogar für Anderslebende, Andersdenkende, Andersglaubende aufzugeben. Wenn Feindesliebe genauso ernsthaft praktiziert würde, wie der Ausschließlichkeitsanspruch Jesu akzeptiert wird, dann könnte echter interreligiöser Dialog erst wirklich anfangen.

Wir bekennen Jesus als den einzig gültigen Weg zu Gott. Andersglaubende sollen wissen, wir werden sie nie verachten, nie verfolgen, nie vertreiben, nie verfluchen, nie vernichten. Statt dessen werden wir sie lieben, segnen und ihnen helfen. Aber wir werden sie auch nie im Unklaren darüber lassen, daß Jesus einen "Ausschließlichkeitsanspruch" erhob, und daß wir als seine Nachfolger diesen Anspruch glauben und entsprechend leben wollen.

Wir bezeugen den Herrn, der von Menschen gekreuzigt, von Gott aber auferweckt wurde, und erwarten, daß Gott einige überzeugt, auch diesen Weg zu gehen. Und mit de-

nen, die nicht glauben wollen, mit denen leben wir in dieser pluralistischen Welt in Frieden und Liebe und gegenseitiger Annahme und in einem offenen Dialog, der nur dann wirklich bedeutungsvoll ist, wenn wir selbst überzeugt sind und auch die Überzeugungen anderer respektieren.

Niemand kann für alle Freikirchen sprechen; sie sind zu heterogen. Aber die beschriebene Position repräsentiert, was die Täufer des 16. Jahrhunderts wohl in der heutigen Situation sagen würden und was Christen, die die Täufer des 16. Jahrhunderts als vorbildliche Nachfolger Jesu betrachten, heute auch sagen würden.

d) aus orthodoxer Sicht

Toleranz: von bloßer Duldung zur Wertschätzung

Der folgende Beitrag wurde 1989 auf der 6. Muslimisch-Christlichen Konsultation in Amman vorgetragen von Metropolit Damaskinos Papandreou, Leiter des Orthodoxen Zentrums des ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel in Chambésy/Genf. Sein Beitrag stellt von seiten der orthodoxen Kirche den gegenwärtig aktuell gültigen Standpunkt in dieser Frage dar.

Die Zwischenüberschriften wurden vom Redaktor eingefügt.

Formelle und wesentliche Toleranz

In der Geschichte der Religionen treffen wir auf zwei verschiedene Formen von Toleranz und jeweils auch auf ihr

Gegenteil oder sogar auf ihre Verweigerung: Es gibt eine formelle Toleranz und eine wesentliche Toleranz bzw. eine formelle und eine wesentliche Intoleranz. Das Wort "Toleranz" (lateinisch: *tolerare* - tragen, ertragen, aushalten) verweist uns auf die erste Form, die *formelle* Toleranz. Damit meinen wir das Gewährenlassen (Tolerieren) einer fremden Religion oder des Verhaltens von Angehörigen einer fremden Religion. Hier geht es also um Religionsfreiheit. Das Gegenteil - die formelle Intoleranz - verpflichtet die Angehörigen einer fremden Religion, sich einer staatlich zugelassenen religiösen Institution oder einer Kirche zu unterwerfen, deren formale Einheit jedoch gestört wäre, wenn sie ihren abweichenden Glauben und ihren eigenen Kult behielten. Die *wesentliche* Toleranz hingegen begnügt sich nicht damit, eine fremde Religion nur zu tolerieren, sondern sie ist bestrebt, diese in positiver Weise anzuerkennen - gleichsam als eine authentische Möglichkeit der Begegnung mit dem Heiligen.

Die Tolerierung einer vorher nicht anerkannten Religion oder Konfession kann sich in verschiedenem Maße kundtun. Das Mindestmaß besteht darin, wenigstens ihr Existenzrecht anzuerkennen, so jedoch, daß ihr jede äußere Ausdrucksform des Glaubens verboten wird. Das Höchstmaß besteht darin, daß Personen, die früher vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen waren, nun am politischen Leben voll Anteil haben. Natürlich ist bereits das Mindestmaß einer Anerkennung von Religionsfreiheit positiv. Die Forderung nach Gewissensfreiheit kann jedoch erst dann voll befriedigt werden, wenn die Gesetzgebung bezüglich der Religionsfreiheit auch den Schutz des Höchstmaßes, d.h. der vollen Freiheit, vorsieht oder

sich wenigstens so weit als möglich dem anzunähern sucht. Eine solche Haltungsänderung innerhalb eines Staates oder eines Volkes erweckt Kräfte, die sich prinzipiell positiv auswirken werden. Denn früher oder später müssen die Zugehörigen einer bestimmten Volksgruppe, die bis dahin in ihrem Glauben nicht unterstützt, vielleicht sogar verfolgt oder bloß toleriert waren, ihre jeweiligen Beziehungen von neuem festlegen und überprüfen. Auch wenn diese Neudefinierung anfänglich polemische Züge an sich hat, so wird diese neue Beziehung zu guter Letzt doch zu einem positiven Ausgang führen. Denn religiöse Toleranz - oder überhaupt Toleranz anderen gegenüber - ist nicht nur, wie man vielleicht zu meinen geneigt ist, eine Tugend der Schwächeren oder der Ausdruck von Unsicherheit oder gar eines Bewußtseins der Unterlegenheit; sie entspricht vielmehr dem uralten Traum der Menschheit von einer universalen Brüderlichkeit aller Menschen.

Toleranz bei Jesus und Mohammed

Religionsphänomenologie und vergleichende Religionswissenschaft zeigen, daß es durch die Jahrhunderte hindurch im Islam wie im Christentum unterschiedliche Auffassungen gab hinsichtlich der Einstellung ihrer Begründer zur Frage der interreligiösen Koexistenz und bezüglich der Positionen, die dann deren Anhänger tatsächlich eingenommen haben. Darum ist es äußerst wichtig, daß wir auf das zurückgehen, was die "Gründer" gelehrt haben, zumal ja ihre Lehren das höchste Kriterium für uns darstellen.

Für Christus ist zunächst seine Haltung der herrschenden Religion seines Volkes gegenüber charakteristisch. Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments war die offizielle jüdische Religion damals Personen gegenüber, die den Vorschriften nicht entsprachen - sei es im täglichen Leben, sei es im Berufsleben - äußerst intolerant. Die Zöllner und Sünder waren in den Augen der offiziellen jüdischen Hierarchie unreine Personen und sollten von allen gemieden werden. Trotzdem hinderten die Vorschriften der jüdischen Religion über "Reine" und "Unreine" Jesus nicht, sich gerade dieser verachteten Menschengruppe zuzuwenden und dadurch die Pharisäer und Schriftgelehrten, die peinlich an jedem Buchstaben des Gesetzes hingen, zur Aussage zu veranlassen: "Er gibt sich mit Sündern ab und ißt sogar mit ihnen" (Lk 15,2). Dieses Verhalten Jesu entspringt ausschließlich seiner Liebe, einer Liebe, die den sündigen Menschen aufsucht und damit die von der organisierten Religion gezogenen Grenzen aufhebt.

Von der gleichen toleranten religiösen Haltung zeugt auch Jesu Zurechtweisung seiner Jünger (Lk 9,55), als die ihn fragten, ob sie befehlen sollten, daß "Feuer vom Himmel" auf die Samariter falle, weil diese ihn nicht aufnahmen. Hier können wir - entsprechend der oben gegebenen Definition von Toleranz - nur von "formeller Toleranz" sprechen.

Doch führt Jesu Haltung oft weiter, nicht selten auch von einer wesentlichen Toleranz inspiriert, wenn Jesus beispielsweise mit Menschen zusammentrifft, die zu religiösen Gemeinschaften außerhalb der Grenzen der jüdischen Volksreligion gehören. Hierzu verweise ich auf die Ge-

schichte des Hauptmanns von Kafarnaum (Joh 4,46-54) und das Gespräch Jesu mit der Frau aus Samarien (Joh 4,7-26). Im ersten Fall bittet der Hauptmann - ein Mann, der nicht der nationalen und religiösen jüdischen Gemeinschaft angehört - Jesus, seinen Sohn zu heilen, und Jesus entspricht seiner Bitte aufgrund des großen Glaubens, den der Hauptmann bezeugt hatte. Dasselbe Verhalten finden wir auch im Gespräch Jesu mit der Samariterin. Diese fragt Jesus, wo Gott richtig angebetet werde: auf dem Berg Garizim, wie die Samariter sagen, oder in Jerusalem, wie die Juden glauben. Jesus antwortet ihr: "Die Stunde kommt, zu der ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet ... Gott ist Geist, und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten." Die "richtige" Anbetung Gottes hängt also weder vom Ort noch - ganz allgemein - von einer bestimmten äußeren Form ab, sondern allein von der "richtigen" Haltung des Gläubigen, die überall und zu jeder Zeit gegeben sein kann. Hierin liegt der Grund der "wesentlichen" Toleranz.

Gehen wir nun zu Mohammed über, dem Begründer des Islam, so müßten wir eigentlich eine intolerante Haltung erwarten, denn nach ihm ist der Islam dieselbe Religion wie die Abrahams, von Mohammed nur in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, auf Befehl Allahs von den jüdischen und christlichen Entstellungen gereinigt. Doch können wir in mehreren Koranversen, besonders in denjenigen, die auf die Medina-Zeit zurückgehen, feststellen, daß der Begründer des Islam gegenüber dem Christentum eine unzweifelhaft tolerante Haltung eingenommen hat. Mohammed respektiert die Wunderkraft des Messias,

die nicht ihresgleichen kennt, und ein Koranvers verweist in erstaunlicher Weise darauf, daß Gott Ihn und Seine Mutter "zu einem Zeichen für die Menschen in aller Welt" gemacht hat (Sure 21, 91). Ferner lesen wir: "Wir glauben an Gott und (an das), was (als Offenbarung) zu uns, und was zu Abraham, Ismael, Isaak, Jakob und den Stämmen (Israels) herabgesandt worden ist, und was Mose und Jesus und die Propheten von ihrem Herrn erhalten haben, ohne daß wir bei einem von ihnen (den anderen gegenüber) einen Unterschied machen. Ihm sind wir ergeben (D.h.: Wir sind 'Muslime')" (Sure 2,136). Übrigens heißt es auch, daß es in Glaubenssachen keinen Zwang gibt.

Die Toleranz des Gründers des Islam bezieht sich in erster Linie auf die "Leute der Schrift", d.h. diejenigen Gläubigen, die je in ihrer Schrift dieselbe Offenbarung haben. Für das arabische Volk wurde diese Offenbarung durch die arabische Schrift, den Koran, gegeben. Zu diesen "Leuten der Schrift" zählt Mohammed von Anfang an die Juden und die Christen, später auch die Anhänger Zarathustras.

Elemente einer Annäherung

Welche Elemente dieser beiden Religionen erlauben es uns, an eine gegenseitige Annäherung zu denken? Es ist der Glaube an einen einzigen wahren Gott, Schöpfer und Herrn der Menschen, der Welt und der Geschichte. Es ist aber auch das christliche und muslimische Verständnis des Menschen als eines geschaffenen Wesens. Der Mensch existiert nicht aus sich selbst; er ist nicht das Produkt einer kosmischen Evolution, die auf Zufall oder blinder Not-

wendigkeit beruht. Der Mensch ist das "Erzeugnis" des Willens des lebendigen Gottes. Wie die Bibel so betont auch der Koran, daß der Mensch sein Leben vom Geist Gottes erhalten hat und es weiterhin von ihm erhält.

Wenn wir bis zum Ursprung zurückgehen, so sehen wir, daß der Mensch auch der erste und bleibende Empfänger des Anrufs Gottes ist. Er ist - wie aus der Genesis ersichtlich - offen für die göttliche Wahrheit, für alles, was wahr und gerecht ist. Diese seine wesentliche Offenheit für den Geist läßt ihn zu dem werden, was er ist. Unsere moralischen Pflichten ergeben sich unmittelbar aus dieser ontologischen Gegebenheit. Wir müssen uns mit all unseren Kräften in den Dienst des Menschen stellen, der "Bild" Gottes ist und Vollmacht hat über die gesamte Schöpfung. Im Koran (2,31) lehrt Gott Adam alle Namen. In der Bibel (Gen 2,19ff) führt Gott alle Lebewesen zu Adam, damit dieser ihnen einen Namen gebe. Diese beiden Texte stellen uns beispielhaft das Verständnis der Muslime und der Christen von der Rolle und Aufgabe des Menschen vor Augen sowie die gemeinsamen Wurzeln und Ursprünge seines ethischen Verhaltens. Die "planetarische Zivilisation", die heute im Entstehen begriffen ist, braucht sowohl die einen wie die anderen und appelliert an die menschlichen Ideale, die uns letztlich gemeinsam sind.

Wertschätzung in Ehrfurcht vor Gott

Hinsichtlich der Region, in der wir diesen Dialog führen (Türkei), können wir sagen, daß das Christentum seit dem Auftreten des Islam mit diesem stets sehr eng verbunden

war. Der zwischen ihnen aufgenommene Dialog nahm verschiedene Formen an, führte aber letztlich dazu, daß der Islam eine profundere Kenntnis des Christentums erhielt, was sich kulturell wie religiös als fruchtbar erwiesen hat. Bedeutende Persönlichkeiten aus dem kulturellen Umkreis des Ökumenischen Patriarchats zur Zeit des byzantinischen Reiches können als Initiatoren und Pioniere des Dialogs zwischen Muslimen und Christen angesehen werden, der sich heute auf internationaler Ebene entwickelt. Unter diesem Gesichtspunkt kann auch unser derzeitiger Dialog - dank des Bemühens um Objektivität und lebendige und ernsthafte Begegnung glücklicherweise von den Mißverständnissen und Vorurteilen der Vergangenheit befreit - als ein wesentlicher Beitrag zum gegenseitigen Verstehen des geistigen Reichtums der beiden religiösen Welten angesehen werden: Diese sind sowohl in geographischer wie in geistiger Hinsicht "Nachbarn" - trotz der tiefen theologischen Unterschiede und der dramatischen Konflikte der Vergangenheit. Dieser Dialog ist eine Form von Zusammenarbeit und eine gegenseitige Verpflichtung voll Hoffnung für die Völker des Nahen und Mittleren Ostens.

Zweifelsohne betrachteten anfänglich einige Muslime das Christentum als eine deformierte und entartete Form des Islam, und gewisse Christen hielten ihrerseits den Islam für ein entstelltes und in seinem tiefsten Wesen mißverständenes Christentum. Es ist allerdings bezeichnend, daß das charakteristischste Element des religiösen Lebens im Islam, der Rhythmus des täglichen Gebetes, unzweifelhaft auf die äußere Form des Gebetes der Mönche des Orients, besonders Ägyptens, zurückgeht. Wir dürfen auch nicht

vergessen, daß die Hauptgesprächspartner des Islam in der Folgezeit stets die im Orient beheimateten Christen waren.

Mit den Christen des Westens trafen sich die Muslime immer nur auf den Schlachtfeldern, zunächst zur Zeit der Kreuzzüge. Die Erfahrung dieser "bewaffneten Begegnung" ist nie in Vergessenheit geraten. Sie verstärkte sich noch und spitzte sich zu mit den Erfahrungen, die man in der neueren Geschichte mit dem Kolonialismus machte. Sie waren ebenfalls negativ. Im Gegensatz zu diesen schockierenden Kontakten hat die islamische Welt während der ersten acht Jahrhunderte ihrer Existenz nie aufgehört, einen konstruktiven kulturellen Dialog mit dem orthodoxen Byzanz zu führen. Ihm ist die philologische Methode der Koran-Auslegung zu verdanken wie auch sonst die Art philosophischen Denkens, die auf den besonderen Einfluß des Neuplatonismus zurückzuführen ist.

Es ist weder ratsam noch wünschenswert, die Unterschiede, die zwischen unseren beiden Religionen bestehen, zu ignorieren und eine Art Überreligion anzustreben, in der dann alle Unterschiede wie durch ein Wunder verschwinden würden. Unser Ziel ist es, zunächst die Unterschiede gut kennenzulernen, um sie dann gelten zu lassen und schließlich respektieren zu können.

Das ist der Geist, in dem die Begegnungen zwischen Muslimen und Christen stattfinden müssen: *Wertschätzung der anderen, Achtung uns selbst gegenüber, Ehrfurcht vor Gott*. Solche Begegnungen können uns zu der Einsicht befähigen, daß eine Kirche und eine Moschee - beides Orte

der Demut, an denen der Mensch seine eigene Nichtigkeit anerkennt - dazu dienen, daß der Mensch zu sich selbst findet, zu seinem eigentlichen Sein. So werden wir auch erkennen, daß die Gefahr unserer heutigen Zeit weniger in einem Konflikt zwischen der Bibel und dem Koran besteht als in der verhängnisvollen Verherrlichung der Materie, welche heutzutage sowohl im Westen wie im Osten die größte Bedrohung darstellt.

4 WIE WIR VONEINANDER LERNEN KÖNNEN

Den Glauben anderer verstehen - Anregungen zum interreligiösen Dialog. Eine Handreichung für die Erwachsenenbildung

Vorbemerkung

Der Dialog zwischen den Religionen hat verschiedene Ebenen. Es gibt die Ebene des akademisch-wissenschaftlichen Austausches; sie ist in Fachtagungen der Akademien, an den Universitäten oder auf internationalen Konferenzen angesiedelt.

Eine andere Ebene ist die des "bilateralen" regionalen Austausches. Ein Beispiel dafür bietet das seit vielen Jahren praktizierte Gespräch zwischen Juden und Christen.

Eine dritte Ebene ist das private Gespräch unter Freunden und Nachbarn. In den Städten Mitteleuropas, aber auch in vielen Dörfern und kleinen Orten wohnen heute Menschen unterschiedlichster Nationalitäten und Religionen zusammen.

In dieser "Handreichung" geht es um den Versuch, einen "kleinen", organisierten Dialog zwischen Angehörigen unterschiedlicher Religionen zu ermöglichen, die an einem Ort zusammen leben. Er wird vermutlich zunächst auch "bilateral", in einer kleinen Gruppe interessierter Laien und Theologen beginnen. So können die folgenden Überlegungen nur Anregungen sein, Schritte in ein Neuland zu wagen.

Ein Beispiel:

Aus Bayreuth wird gemeldet, daß die evangelisch-reformierte Gemeinde und die evangelische Erwachsenenarbeit einen Brückenschlag zwischen Christen und Muslimen begonnen haben. Am 25. Februar 1992 waren Muslime der islamischen Gemeinde Bayreuth bei der reformierten Gemeinde zu Gast. Sie erwiderten damit einen Besuch vom Herbst 1991, als Christen im Rahmen der "Woche des ausländischen Mitbürgers" in der Bayreuther Moschee "freundlich aufgenommen" wurden. Die Beauftragte für evangelische Erwachsenenarbeit, Martha Bubeck, merkte zu den gegenseitigen Besuchen an: "Wir wollen mit kleinen Schritten auf einen Weg zum Dialog über den Glauben kommen. Dabei haben wir nicht die Absicht, unsere Gesprächspartner zu missionieren." Ziel sei vielmehr die Begegnung mit Menschen, die ihren Glauben sehr ernst nehmen. Sie hoffe, daß sich langfristig ein kontinuierliches Gespräch entwickle, das der Verständigung diene.

Der Dialog mit anderen Religionen kann zu einer beglückenden Ausweitung des eigenen "religiösen Horizonts" und zugleich zu vertieftem Verständnis der eigenen religiösen Tradition führen. Zugleich ist das interreligiöse Gespräch ein Beitrag, um das Zusammenleben in einer multikulturellen, multireligiösen Gesellschaft nicht nur oberflächlich zu reglementieren, sondern aus "innerem Verstehen" heraus zu gestalten. Die "Handreichung" möchte hierfür einige Hilfestellungen geben.

4.1 Die Vorbereitung

4.1.1 Die Situation wahrnehmen

Bevor wir konkrete Pläne für eine Begegnung von Angehörigen verschiedener Religionen schmieden oder eine Einladung dazu formulieren, sollten wir einige grundlegende Informationen sammeln: Welche Religionsgemeinschaften sind hier am Ort überhaupt vorhanden und wie stellen sie sich dar? Gibt es Zentren für ihre Versammlungen und gottesdienstlichen Feiern? Gibt es andere Treffpunkte? Sind dort haupt- oder ehrenamtliche "Schlüsselpersonen" tätig? Und sind vielleicht schon potentielle Gesprächspartner/-innen bekannt, die angesprochen werden können?

Vor einigen Jahren hatte ich (gemeint ist H. H. Willberg, der Verfasser dieses Beitrags) eine Begegnungstagung für Muslime und Christen vorzubereiten. Nach längerem Suchen fand ich einen türkischen Sozialarbeiter, der das Vertrauen seiner Landsleute besaß und sich für die Idee der Tagung gewinnen ließ. Im Verlauf der Vorbereitungen und auch während der Tagung stellte sich die Mitarbeit dieses Mannes als überaus wichtig heraus. Er beriet mich bei der Formulierung des Einladungstextes, verfaßte ein Begleitschreiben in türkischer Sprache und trug bei seinen Hausbesuchen die Einladung persönlich in die Wohnungen seiner Landsleute. Daraufhin meldeten sich etwa 30 Männer und vier Frauen zu der Tagung an. Aber plötzlich, wenige Tage vor Beginn der Tagung, teilten mir ungefähr 15 Angemeldete mit, sie seien verhindert. Was war geschehen? Nach einigen Telefonaten fand der türkische

Sozialarbeiter den Grund für die Absagen heraus: Die Türken hatten Angst bekommen, sie würden einem kulturellen und religiösen Druck ausgesetzt. Durch zwei Gespräche mit offenbar unter den Türken bekannten "Wortführern" konnten wir unsere Absichten gerade noch rechtzeitig klären und sogar erreichen, daß auch die Frauen sich eingeladen fühlten. Die Tagung fand schließlich mit guter Beteiligung statt.

4.1.2 Die Ziele klären

Ein wichtiger Punkt in der Vorbereitung einer interreligiösen Begegnung ist die Klärung der (eigenen) Motivation und der Zielsetzung: Wer ist an einem solchen Dialog interessiert - und warum? Was ist mein eigenes "leitendes Interesse"? Dazu gehören auch die Fragen und Zweifel.

Mögliche Ziele und Motive für eine interreligiöse Begegnung:

- Verbesserung der nachbarschaftlichen Beziehung mit Angehörigen einer anderen Religion und Kultur,
- Überwindung von Fremdheit und Isolierung,
- kulturelles Interesse an der Lebenswelt anderer,
- religiöses Interesse an der Frömmigkeitspraxis anderer und an der Vertiefung und Ausweitung der eigenen religiösen Erfahrung.

4.1.3 Das Team

Es ist sehr zu empfehlen, für das Vorhaben des "interreligiösen Dialogs" ein Team zu finden und mit ihm die Ziele und Vorgehensweisen zu vereinbaren. Vermutlich wird

der Initiator/die Initiatorin zunächst im eigenen "christlichen Lager" nach Partner/-innen suchen, die interessiert und geeignet sind. Dabei müssen die konfessionellen Grenzen kaum eine Rolle spielen, ja es kann sogar für das Vorhaben besonders anregend sein, wenn sich das Team interkonfessionell zusammensetzt. Wenn es gelingt, schon bald auch ein, zwei Vertreter/-innen einer anderen Religion in das verantwortliche Team einzubeziehen, ist das natürlich von besonderem Vorteil. Erfahrungsgemäß braucht das Team einen eigenen, längeren Prozeß, um sich über die Motive, die Spielregeln und die Arbeitsweisen klarzuwerden und Vereinbarungen zu treffen. Es erscheint wichtig, von vornherein darauf zu achten, daß in dem Team nicht nur Fachtheologen vertreten sind.

4.1.4 Inhaltliche Vorbereitung in dem Team

Bei vielen Menschen trifft der interreligiöse Dialog auf Vorbehalte und Widerstände. Sie sorgen sich um eine "unerlaubte Vermischung" religiöser Inhalte (Synkretismus), um den Verlust der Eindeutigkeit der Botschaft der jeweiligen Religion (Dialog statt Mission) oder um eine Verunsicherung im Glauben der Dialogpartner/-innen.

Es kann angenommen werden, daß solche oder andere Ängste und Widerstände im Verborgenen auch bei Menschen vorhanden sind, die sich für einen Dialog mit Vertretern anderer Religionen öffnen wollen.

Deshalb ist es gut, im Vorbereitungsteam eine Phase der "Einübung" zu vereinbaren: Wir teilen uns gegenseitig un-

sere Interessen und unsere Besorgnisse mit und beraten, wie wir mit ihnen umgehen können.

In einem zweiten Schritt können wir unsere Vermutungen über - ähnliche, andersartige? - Ängste und Widerstände der potentiellen Gesprächsteilnehmer/-innen austauschen. Schließlich sollten wir verbindliche "Spielregeln" vereinbaren, die ein offenes Gespräch möglich machen. Die Erarbeitung solcher Spielregeln kostet im vorbereitenden Team Zeit, wird sich aber dennoch lohnen; sie führt zur Klärung der Vorgehensweisen und der "Gesprächskultur", die den Dialog bestimmen soll, gibt dem Team Sicherheit und eröffnet bereits "im Vorlauf" die Beschäftigung mit der Dialogthematik.

Sechs Spielregeln für das interreligiöse Gespräch

1. Versuche, den anderen von seinen eigenen Voraussetzungen her zu verstehen, und gib dich von deinen eigenen Voraussetzungen her zu erkennen.
2. Teile dem anderen mit, was dich berührt - in deinem eigenen Glauben und in der Religion des Partners. Benutze dazu eigene Worte statt angelernte, "offizielle" Wendungen.
3. Verzichte darauf, den anderen "bekehren" zu wollen. Aber mute ihm zu, deine Überzeugung zu erfahren - so wie du auch erkennen möchtest, welches seine Überzeugung ist.
4. Bleibe nicht hängen an Klischees oder Vorurteilen, sondern versuche, die "Mitte", das Wesentliche der Religionen zu begreifen. In jeder Religion gibt es

rätselhafte und schuldhafte Erscheinungen - auch im Christentum!

5. Laß dich nicht in Verteidigungshaltung drängen. Auch dann nicht, wenn dein Partner zentrale Punkte deines Glaubens nicht versteht oder falsch deutet. Mache dir immer wieder klar: Es geht nicht um "richtig" oder "falsch", sondern um besseres gegenseitiges Kennenlernen und Verstehen.
6. Werde nicht ungeduldig, wenn der Verständigungsweg mühsam ist und lange dauert. Wir kommen aus unterschiedlichen kulturellen, geschichtlichen und sprachlichen Kontexten. Gegenseitiges Verstehen können braucht darum viel Zeit.

Wenn sich herausstellt, daß die Teammitglieder sehr unterschiedliche Vorstellungen von Inhalt und Methodik des angestrebten Dialogs haben und eine Vermittlung nicht möglich ist, kann das Team auseinanderbrechen, bevor der eigentliche Dialog begonnen hat. Wir empfehlen deshalb, sich für den teaminternen Klärungsprozeß genügend Zeit zu nehmen.

4.1.5 Die Dialog-Gruppe

Nach der unmittelbaren Vorbereitungsphase wird es die Aufgabe des Teams sein, Partnerinnen und Partner für den Dialog zu gewinnen.

Die Gesprächspartner sollten vom Leitungsteam persönlich angesprochen und gewonnen werden. Dabei gilt es Ängste abzubauen. Die Furcht, sich einer "missionarischen" Indoktrination auszusetzen, kann ein ernsthaftes

Hemmnis sein, ebenso die Sorge, dem beabsichtigten Dialog nicht gewachsen zu sein. Das Interesse an der Frage, wie "Laien" ihre Religion verstehen und leben, kann dabei entlasten und motivieren.

4.1.6 Die Rahmenbedingungen

- a) Die Vereinbarung eines geeigneten Zeitpunktes für die Gruppentreffen bedarf aufmerksamer Planung. Festtage (z.B. Sabbat, Ramadan, Sonntag) müssen ebenso beachtet werden wie die Arbeitszeiten der Teilnehmenden.
- b) Bei der Wahl des Ortes sollte darauf geachtet werden, daß keine "Einseitigkeiten" passieren. Möglicherweise empfiehlt es sich, den Treffpunkt zu wechseln und dafür Räume der beteiligten Religionsgemeinschaften zu nutzen.
- c) Es kann die Kommunikation und die Unbefangenheit im Gespräch fördern, wenn die Gruppe ihre Treffen mit gemeinsamen Mahlzeiten beginnt. Auch hier ist Aufmerksamkeit auf religiöse Vorschriften (Alkoholverbot, Schweinefleischverbot etc.), aber auch Rücksicht auf Bräuche und Sitten notwendig.

4.2 Der Einstieg in den Dialog

Vermutlich bedarf der Einstieg in das Gespräch einiger Strukturhilfen. Die gemeinsame Lektüre einer eröffnenden Geschichte kann dazu anregen, ähnliche Erfahrungen mitzuteilen. Eine andere Einstiegsmöglichkeit: Das Team bereitet eine Reihe von Fragen vor, die das Gespräch eröff-

nen helfen. Sie müssen das echte Interesse der Teammitglieder widerspiegeln und erzählbare Erfahrungen ansprechen. Wichtiger ist zunächst, daß eine vertraute Gesprächsatmosphäre entsteht, in der eigene Erfahrungen offen und frei erzählt werden können: Erfahrungen des Lebens in einer fremden Kultur, Begegnungen mit anderen Kulturen oder Religionen oder ähnliches. Dies wird am ehesten möglich, wenn die Initiatoren ihre eigenen Interessen deutlich mitteilen.

Es ist von entscheidender Wichtigkeit, den ganzen Dialog als einen offenen Prozeß gemeinsam zu gestalten. Dazu gehört die gemeinsame Planung der nächsten Begegnungen, der Austausch von Interessen, Ängsten oder Besorgnissen und der Ausgleich unterschiedlicher Vorstellungen über das gemeinsame Vorhaben.

Mögliche "Gesprächs-Öffner" für das interreligiöse Gespräch

Zur Durchführung eines interkulturellen Festes, an dem Türken, Koreaner, Italiener, Spanier und Deutsche beteiligt waren, wurden von dem vorbereitenden Team Interview-Fragen erdacht. Einige seien hier als Beispiele für mögliche "Gesprächs-Öffner" genannt:

- Können Sie uns ihren Weg nach Deutschland schildern von der ersten Idee bis zur Ankunft?
- Sicher hatten Sie, als Sie sich zu dem Schritt der Übersiedlung entschlossen, schon eine (ungefähre) Vorstellung von diesem Land - können Sie uns berichten, wie diese ersten Vorstellungen aussahen und wie Sie der Wirklichkeit, die Sie hier antrafen, entsprachen?

- Welche Vorstellungen oder Kenntnisse haben Deutsche, die hier anwesend sind, von Ihrem Land und dem Leben darin? Wir bitten einige, davon zu erzählen.
- Entsprechen die eben gehörten Vorstellungen Ihrer Erfahrung? Sind Sie auch ärgerlichen Vorurteilen über Ihr Land und seine Menschen begegnet?
- Wer oder was hat Ihnen beim Zurechtfinden und Einleben in Deutschland geholfen? Was haben Sie vermißt?
- Können Sie uns von besonders schönen oder auch von besonders schlimmen Erfahrungen erzählen?
- Wie können Sie in der fremden Umgebung ihre Religion/ihren Glauben leben?

4.3 Eine andere Religion kennenlernen

Die Begegnung mit einer anderen Religion kann durch ein vorbereitetes Referat eröffnet werden. Das bietet Sicherheit für den Vortragenden wie die Zuhörer und schafft eine gemeinsame Ausgangsbasis für alle Beteiligten.

Es kann jedoch sein, daß in der Runde niemand ist, der einen solchen Überblick über die eigene Religion geben kann. Dann empfiehlt es sich, das Gespräch auf die Frage zu lenken: "Was mich an meiner Religion besonders berührt?" Dies kann in einer offenen Erzählungsrunde mitgeteilt werden. Bei Rückfragen sollte die klare Vereinbarung gelten, daß keinerlei Wertungen oder Beurteilungen erfolgen. Es geht zunächst darum, die Beteiligten in ihrer Religiosität kennenzulernen.

Eine weitere Möglichkeit: An grundlegenden Texten über diese Religion gemeinsam arbeiten.

4.4 Unterscheidungen - eine kleine Lektion theologischer Differenzierung

Um gegenseitiges Verstehen zu ermöglichen, ist es nötig, die verschiedenen "Ebenen" zu unterscheiden, auf denen Aussagen über Glaubensinhalte gemacht werden können. Die Nichtbeachtung dieser Regel ist eine Ursache für zahllose Mißverständnisse und Verletzungen.

Beispiel:

Herr P. erzählt von der Vorstellung vom Paradies, das jeden treu gebliebenen Moslem nach seinem Tod erwartet. Er beginnt von der Schönheit und der Wohltat dieser himmlischen Welt zu schwärmen. Da unterbricht ihn Frau O. mit der Bemerkung, daß nach den Erkenntnissen heutiger Naturwissenschaft ein solches himmlisches Paradies nirgendwo existiere. Darauf fühlt sich Herr. R. bemüßigt, einen längeren Vortrag über die historischen Veränderungen des christlichen Jenseitsglaubens zu halten, und endet mit der Forderung, der Glaube müsse sich dem jeweiligen Zeitverständnis anpassen; worauf Frau S. schlicht entgegnet: "Mir ist es egal, was Sie da alles sagen, ich weiß, daß ich meinen lieben Mann im Jenseits einmal wiedersehen werde!" Eine Verständigung ist unmöglich; um offenen Streit zu vermeiden, wird das heikle Thema verlassen, und die Gruppe wendet sich einer "leichteren" Frage zu.

Das kleine Gesprächsprotokoll verdeutlicht, weshalb die Verständigung scheitern mußte: Herr P. hatte in der symbolischen Sprache des Koran seinem Glauben auf ein besseres Jenseits Ausdruck gegeben. Frau O. hat ihm darauf

in den Kategorien der modernen Naturwissenschaft geantwortet, woraufhin Herr R. theologiegeschichtliche Argumente ins Feld führte, während Frau S. ihrer Sehnsucht nach dem verstorbenen Mann Ausdruck gab.

Ganz unterschiedliche Ebenen wurden angesprochen. Das geschieht sehr häufig, besonders in Gesprächen über Fragen des Glaubens und der existentiellen Betroffenheit. Und es ist legitim, daß dies geschieht! Problematisch wird es, wenn den Gesprächsteilnehmern/-innen nicht klar ist, auf welcher Ebene jeweils argumentiert wird, wenn sich also die Gesprächsebenen vermischen.

4.5 Kontroverse Themen

Ist das Gespräch in Gang gekommen, werden bald auch kontroverse Themen auftauchen. Wir empfehlen, sie nicht in der Anfangssituation, sondern erst dann zu verhandeln, wenn bereits eine Atmosphäre des Vertrauens und der offenen Mitteilung entstanden ist und erste Verständigungen möglich geworden sind.

Die Behandlung kontroverser Fragen bedarf besonderen Fingerspitzengefühls auf seiten des Vorbereitungsteams. Es sollte versuchen, einen Schlagabtausch im Sinne von Angriff-Verteidigung-Gegenangriff zu vermeiden (vgl. die "Spielregeln").

Beispiel:

Wenn wir Christen in der Runde auf das Verhältnis unserer Kirchen zur Gewalt, z.B. auf die Kreuzzüge angesprochen werden, dann sollten wir nicht die "Gegenrechnung"

aufmachen und unsere muslimischen Gesprächspartner durch die Erinnerung an die Türkenkriege "in die Enge treiben", sondern in aller Offenheit mitteilen, was wir selbst bei dieser Frage empfinden und denken. Auch Scham und Abscheu über die verhängnisvolle Schuld, die mit unserer Kirchengeschichte zusammenhängt, dürfen dabei zur Sprache kommen. Sie kann es anderen Gesprächspartnern/-innen möglich machen, selbst auch solche Empfindungen gegenüber der eigenen Geschichte anzusprechen.

Kontroverse Themen im interreligiösen Dialog können folgende Fragen betreffen:

- a) Zentrale Glaubensfragen wie
 - die Gottessohnschaft Jesu Christi
 - die Trinität
 - die Jungfrauengeburt
 - die Einzigkeit Gottes (Monotheismus)
 - die Stellung des Propheten Mohammed
 - die Offenbarungsquellen (Bibel, Koran usw.)
 - den Absolutheitsanspruch einer Religion
 - den Schicksalsglauben und die Heilsgewißheit
 - die Lehre von der Wiedergeburt (Reinkarnation)
 - die Kreuzigung und die Auferstehung Jesu

- b) Ethische Fragen wie
 - das Menschenbild
 - die Stellung der Frauen in Religion und Gesellschaft
 - den Zusammenhang von Staat, Gesellschaft und Religion (Gottesstaat, Sozialordnungen etc.)
 - die Frage von Gebot und Sanktionen

- c) Die Schuld-Geschichte der Religionsgemeinschaften, etwa
- "Heilige Kriege" und Kreuzzüge
 - Unterdrückung und Gewalt
 - die Verquickung von Mission und (westlicher) Zivilisation bzw. kapitalistischer Wirtschaftsordnung
- d) Verfahrensfragen im Dialog selbst wie
- Missionsabsicht und Dialogbereitschaft
 - "aufgeklärtes" gegenüber "fundamentalistischem" Denken
 - Mißtrauen, Vorurteile, Verhaftung in Klischees
 - Fragen ernsthafter Frömmigkeit und engagierter Beteiligung an der eigenen Religion

4.6 Spirituelle Gemeinschaft

Das Wesen einer Religion läßt sich nicht allein diskursiv-kognitiv erfassen. Es gehört vielmehr dazu, sich für die Riten und Bräuche, für Frömmigkeitsformen, Gebetstraditionen und gottesdienstliche Praxis zu öffnen.

4.6.1 Eine bewährte Möglichkeit, um die spirituelle Dimension unterschiedlicher Religionen zu erfassen, sind gegenseitige Besuche in gottesdienstlichen Feiern und Versammlungen. Die Teilnehmer/-innen der Runde können dazu Einladungen aussprechen. Über das Erlebte sollte beim nächsten Treffen gesprochen werden.

4.6.2 Es kann in der Gruppe der Wunsch entstehen, gemeinsame Gebets-Feiern zu veranstalten. Als Orientierungsrahmen zur Ausgestaltung derartiger Feiern mag ge-

iten, was Johannes Lähnemann in einem "Hearing zum interreligiösen Dialog" äußert. Bei "Gebetsstunden der Religionen" sei zu beachten, daß "der eigene Glaube nicht verleugnet, sondern glaubwürdig bezeugt und keine falsche Religionsgemeinschaft vorgetäuscht wird", daß aber ebenso "die Achtung vor dem, was die andere Religion wirklich (und nicht nur nach eigenem Vor-Urteil) ausmacht, und dem, was dem anderen lieb und wertvoll ist, gewahrt wird.

5 WEITERFÜHRENDE LITERATUR (IN AUSWAHL)

Die folgenden Hinweise beziehen sich auf Veröffentlichungen, die zum einen von grundlegender Bedeutung, zum anderen jedoch so allgemein verständlich gehalten sind, daß sie sich gut für die Arbeit in Gruppen, Gemeindegremien usw. eignen.

Besonders empfehlenswert sind die Beiträge zur Ausländerarbeit, die im Otto Lembeck-Verlag erschienen sind:

- Christen und Muslime im Gespräch, 1982
- Islamische und christliche Feste, 1984
- Multikulturelles Zusammenleben - Theologische Entdeckungen im interreligiösen Dialog, 1987
- Kirchengemeinden und ihre muslimischen Nachbarn, 1990
- Deutschland - Einheit in kultureller Vielfalt, 1991

Eine gute Übersetzung des Koran liegt als Gütersloher Taschenbuch vor in der Übersetzung von Adel Theodor Khoury.

Hilfreich für den interreligiösen Dialog sind auch die im Auftrag der VELKD erschienene Publikation "Was jeder vom Judentum wissen muß" (Gütersloh 1983), die Veröffentlichung der VELKD und der EKD "Was jeder vom Islam wissen muß" (Gütersloh 1990) sowie die Studie "Religionen, Religiosität und christlicher Glaube" (Gütersloh 1991).

Wichtig für die Begegnung von Christen und Juden ist die neue EKD-Studie "Christen und Juden II - Zur theologischen Neuorientierung im Verhältnis zum Judentum" (Gütersloh 1991).

Hilfreich für die praktische Begegnung im Alltag (mit vielen pädagogischen Hinweisen und unter Behandlung der gesamten rechtlichen Problematik) sind - aus je konfessionsspezifischer Sicht - die beiden Veröffentlichungen:

- Die Begegnung von Christen und Muslimen, Evangelisches Missionswerk, Mittelweg 143, 20148 Hamburg, 1991
- Christen und Muslime in Deutschland. Eine pastorale Handreichung der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 53113 Bonn, 1993

Literatur zu speziellen Fragestellungen

Multireligiöses Beten. Kirche ökumenisch, Orientierungshilfe für die Gemeinde XX, erarbeitet von der Islam-Kommission der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Postfach 20 07 51, 80007 München 1992

Johan Bouman, Das Wort vom Kreuz und das Bekenntnis zu Allah, Grundlinien des Korans als nachchristlicher Religion, Verlag Otto Lembeck, Frankfurt 1980

Olaf Schumann, Der Christus der Muslime. Christologische Aspekte in der islamischen Literatur, Böhlau-Verlag, Köln 1988

Muhammad Salim Abdullah, Islam - für das Gespräch mit Christen, Verlag für christlich-islamisches Schrifttum, Altenberge 1984

Johannes Lähnemann (Hrsg.), Erziehung zur Kulturbegegnung: Modelle für das Zusammenleben von Menschen verschiedenen Glaubens. Schwerpunkt Christentum-Islam.

Referate und Ergebnisse des Nürnberger Forums 1985,
Hamburg: ebv Rissen 1986 (Pädagogische Beiträge zur
Kulturbegegnung, Bd. 3)

Die Texte dieses Heftes stammen von: Ingrid Franz (röm.-kath.), Tim Geddert (menn.), Bernhard Heitz (alt-kath.), Hartmut Hövelmann (evang.-luth.), Franz Jockwig + (röm.-kath.), Annegret Lamey (evang.-luth.), Theo Leonhardt (evang.-meth.), Peter Lorenz (Religiöse Gesellschaft der Freunde), Michael Martin (evang.-luth.), Jürgen Micksch (evang.-luth.), Josef Moser (röm.-kath.), Helmut Ruhwandl (evang.-luth.), Gerhard Voss (röm.-kath.), Hans-Harald Willberg (evang.-luth.), Wieland Zademach (evang.-luth.)

Copyright © 1999 Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern, Marsstr. 19, 80335 München, Tel. 089/54828397, Fax 089/54828399